

DEC 15 1949

PD

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Monatshefte

*A Journal Devoted to the
Study of German Language and Literature*



Goethe-Jahrgang

VOL. XLI

NOVEMBER, 1949

NO. 7

Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

Monatshefte

Published at the University of Wisconsin under the auspices of the Department of German, Madison, Wis., issued monthly with the exception of the months of June, July, August and September. The first issue of each volume is the January number.

The annual subscription price is \$3.00, all foreign subscriptions 50 cents extra; single copies 50 cents.

Correspondence, manuscripts submitted for publication, books for review are to be addressed to the editor: R. O. Röseler, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Advisory Committee for the GOETHE YEAR

(January through May, October through December, 1949)

Professor Arnold Bergstraesser, *University of Chicago*

Professor Ernst Feise, *Johns Hopkins University*

Professor Heinrich Henel, *University of Wisconsin*

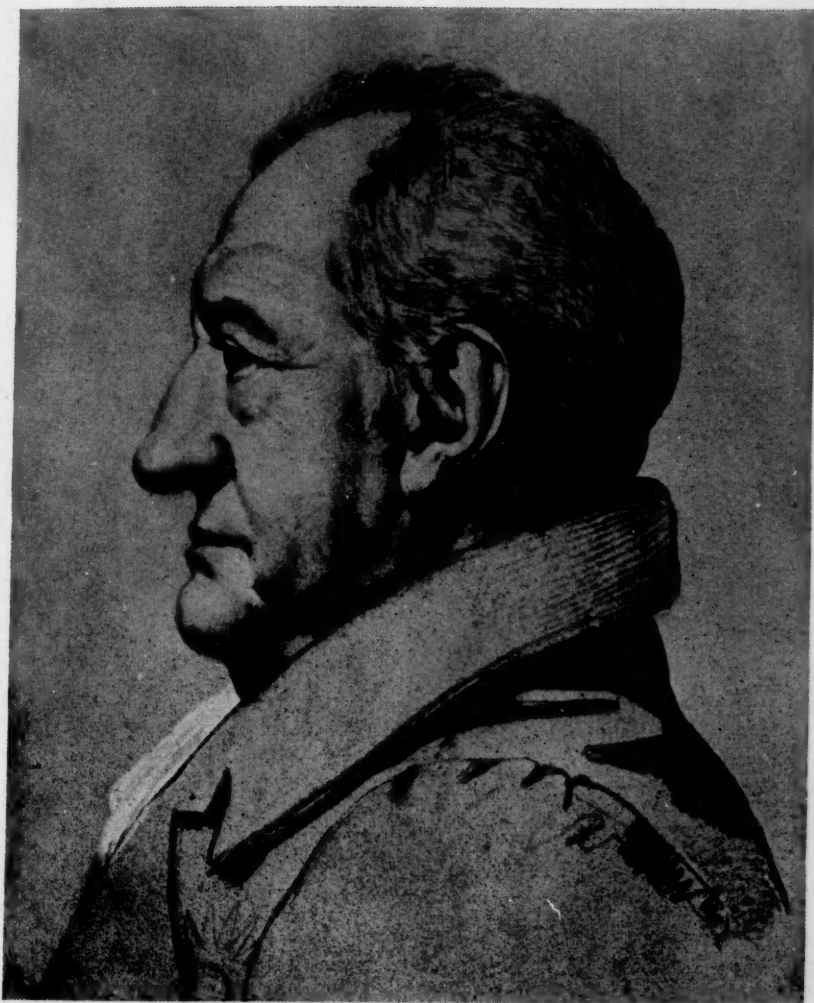
Professor Carl F. Schreiber, *Yale University*

Professor Walter Naumann, *University of Wisconsin*

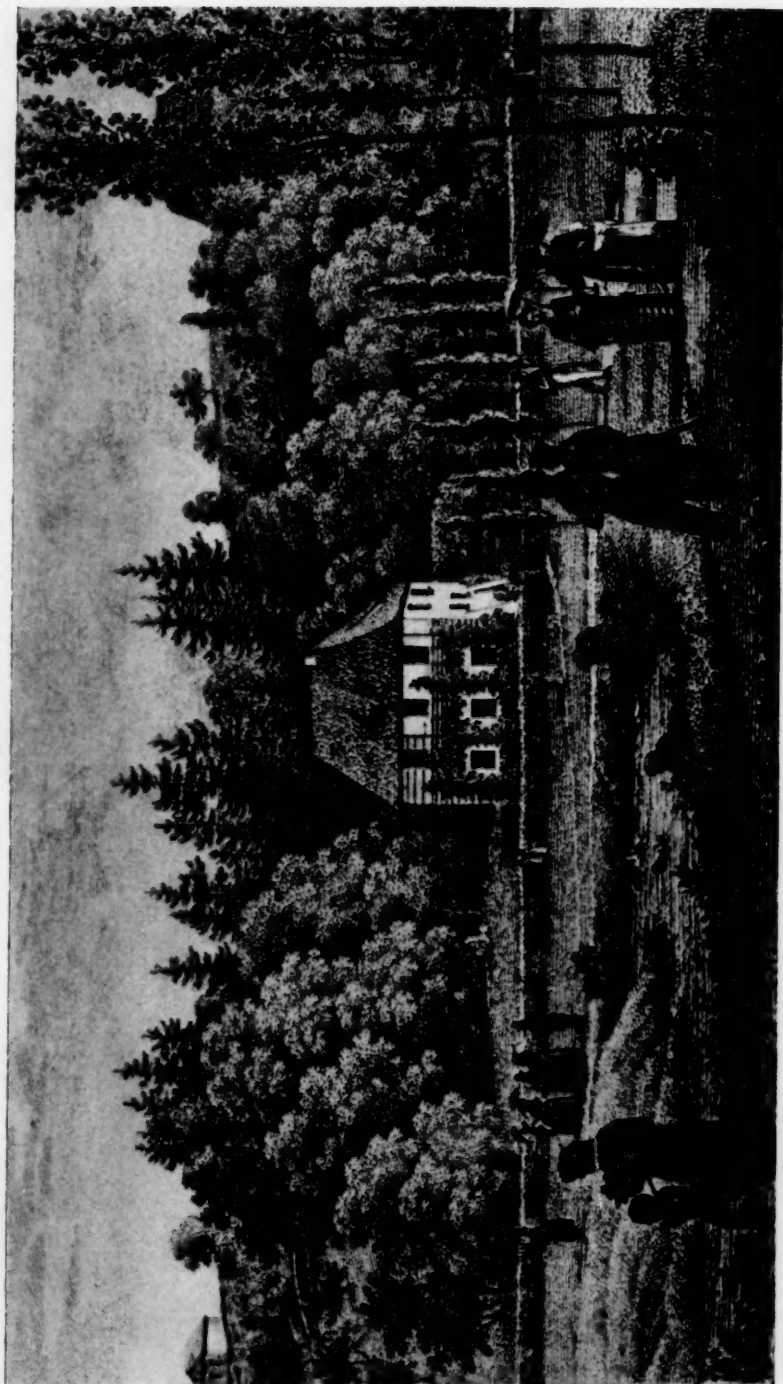
Manuscripts intended for publication during the *Goethe Year* may be sent to any member of the Advisory Committee.

FOR TABLE OF CONTENTS PLEASE TURN TO PAGE 394

Entered as second class matter April 5, 1928, at the post office at Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879.



Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann (1817)



"Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus;
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth beschert."
—Goethe 1828

Goethes "Gartenhaus"

Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XLI

November, 1949

Number 7

URFAUST ODER URURFAUST?

Zwei Studien zur Erforschung des Urfaust

WERNER RICHTER
Muhlenberg College

I

Mehr als sechzig Jahre sind vergangen, seit die überraschende Auffindung des „Urfaust“ die Forschung in Staunen versetzte. Es schien, als ob dadurch kühne Hypothesen mit der Wirklichkeit einer zuverlässigen Überlieferung verglichen werden konnten. Die wissenschaftliche Einsicht in die Geburt der Tragödie, insbesondere des ersten Teils, erfuhr eine kaum noch erwartete Bereicherung. Die philologische Methode leitender Forscher fand ihren Prüfstein.

Man kann nicht sagen, daß die Philologie sich des unerwarteten Glückes ganz würdig gezeigt hat. So stark war sie auf älterem Gebiet an nicht verifizierbare Hypothesen gewöhnt, daß sie, die Methode der älteren Philologie auf die jüngere Literaturwissenschaft übertragend, von der Sonne geblendet wurde, welche mit einem Schlage das Zwielicht der Vermutungen zu verdrängen schien. Von einigen Forschern wurde der Fund des Urfaust geradezu als enttäuschende Wirklichkeit betrachtet, welche blühende Träume zu nichts machte. Daher durfte der Urfaust nicht die ganze Wahrheit enthalten, er durfte nur ein Meilenstein auf Goethes Weg sein. Es schien, als könne die Philologie sich ihres Daseins nur freuen, wenn sie sich in methodische Gespinnste verstrickte. Als bald gehörte es zum guten Ton, gegen die Bezeichnung „Urfaust“ anzugehen. Der Urfaust durfte nicht das früheste geschlossene Zeugnis der Arbeit Goethes am Faust sein. Es mußte möglich werden, darüber hinaus noch zu einem „Ururfaust“ zurückzudringen.

Niemand hat schlichter und überlegener über den Wert des Fundes gesprochen als sein Entdecker Erich Schmidt. In seiner Einleitung zum Urfaust¹ heißt es: „Die Göchhausensche Kopie bietet also, abgesehen von der Bedeutung des Autographen keinen vollen Ersatz für das Original, das leider von Goethe vernichtet zu sein scheint. Eins der zwei Paralipomenen zum Urfaust, die im Goethearchiv erhalten, lehrt als of-

¹ Ich benutze den siebenten Abdruck von 1909. Vgl. S. XI.

fenbare Reinschrift, das andere als offener Brouillon, daß Goethes zuverlässige Bemerkung über den Urkodex „in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben, nicht alles erschöpft.“ Seiner Ausgabe des Urfaust hat Erich Schmidt nur den Titel gegeben „Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt“ und damit für jeden den Weg ins Unbetretene offen gelassen. Daß die Szenen des Faust nicht in der Reihenfolge geschaffen zu sein brauchen wie sie im Göchhausenschen Manuskript stehen, gab Erich Schmidt ausdrücklich zu. Andererseits stellt Goethes Bericht über das nach Italien mitgenommene Manuskript die Forschung vor die Notwendigkeit, mit einer Fassung zu rechnen, die Goethe selber als erste und vorläufig niedergelegte Fassung betrachtete.

Vom ersten Augenblick an hat sich Erich Schmidt gegen Hypothesen-Luftschlösser zur Wehr gesetzt, wie sie schon vor der Eröffnung des Goethearchivs die Phantasie mancher Lachmannianer berückt hatten. Wohl ward zugestanden, daß Scherers Übertragung der Lachmannschen Methodik auf den Faust angestregten Scharfsinn verraten und den Blick auch denen geschärft habe, die das leugneten. Aber in einer heute vergessenen Besprechung eines ebenso vergessenen Buches von K. Huther über die verschiedenen Pläne im ersten Teil des Faust (Deutsche Literaturzeitung 1887) gab Erich Schmidt zu, es habe in Scherers genialer Rastlosigkeit gelegen, daß er auch halbfertige Resultate manchmal tumultuarisch los werden mußte. Scherer hatte fast gleichzeitig mit Loeper die Kerkerszene unter den Satz subsumiert, „einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben“, der von Goethe selber stammt. Anerkannt wurde auch von E. Schmidt, daß Scherer „die sprachlichen Nuancen und den Stimmungswechsel der Abschnitte des ersten Monologs ausgezeichnet entwickelt“ habe. Aber gegenüber allzukühnen und unbeweisbaren Träumen suchte der Entdecker des Urfaust die „Einfahrt in das Land des Allwissenkönnens zu bremsen“. Er beschwichtigte die „Wolkensegler und Associationsphilologen“ mit dem Hinweis, daß niemand mit wissenschaftlicher Phantasie den Urplan des zweiten Teils auch nur von ferne ahnen konnte.“ Dennoch wurde der bürgerliche Kalender für die Datierung einzelner Szenen mit völlig überspitztem Scharfsinn angewendet. Stilistische Ungleichheiten und Unebenheiten beute das philologische Witzspiel für seine chronologischen Motivationen aus. „Warum,“ so hieß es in der Einleitung zur Ausgabe des Urfaust, „sollte Goethe zwei Gefühls- und Stilwelten nicht an Einem Tag umfaßt haben. Und wer vermöchte gar die Jahre 1774 und 1775 durch stilistische Schlagbäume abzutheilen?“

Wir zitieren diese Worte, weil durch sie anschaulich wird, wie sehr die Forschung der letzten dreißig Jahre im Zickzack gewandert ist.²

² In einem noch unveröffentlichten Briefe vom 7. Mai 1885 schreibt Erich Schmidt an Scherer: „Ihr letzter Faustaufsatz scheint mir weitaus das Beste, was Sie auf dem faustischen Gefilde geschaffen haben. Meine gebliebenen Zweifel, die sich nirgends gegen die stilistische Analyse — wundervoll! — und die Aufdeckung anderer Inkongruenzen sondern trotz alledem und alledem gegen die Sicherheit chronologischer Schlüsse richten, möchte ich sehr gern mit Ihnen durchsprechen. In

Nach Scherers frühem Heimgang hielt sich ein Teil seiner Schüler von überkühnen Kombinationen zurück. Das galt insbesondere von Minor, der einer auf bloße Hypothesen aufgebauten Scheidelust entgegenzuwirken sich bemühte. Die Ausnahme bildete Edward Schroeder, der im Anhang der von ihm besorgten Schererschen Literaturgeschichte erklärte, daß die Abschrift des Fräulein von Göchhausen „keineswegs das alte höchst konfuse Manuskript, dessen Neuordnung Goethe am 5. Mai 1798 an Schiller meldet“ biete. Bestritten wurde auch von Schroeder, daß Goethe das, was die Göchhausensche Handschrift zeige, nach Weimar gebracht habe. Das lasse sich jedenfalls nicht erweisen. Leider ist Schroeder nie dazu gekommen, seine eigenen Ansichten zu erweisen.

Die Voraussetzung für die Entwertung des Urfaust als ältester Niederschrift und Zusammenstellung ist 1) daß neben den Szenen, die das Fräulein von Göchhausen abschrieb, noch anderes vorhanden war, das über die schon erwähnten Paralipomena 21 und 54 hinausging und 2) daß das Manuskript der Göchhausen Teile enthielt, die Goethe erst in Weimar geschrieben oder wenigstens in Weimar geändert habe.

Es war verständlich, daß Scherer, ohne den Urfaust zu kennen, die Frage nach einem älteren Prosa-Faust stellte. Das Wort Goethes: „Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben“ beleuchtete den Weg, der Scherer vor das Jahr 1773 führte. Alte Prosa wollte Scherer allerdings auch in den Versen der Erscheinung des Erdgeistes, in der ersten Gartenszene, der Katechisation, ja selbst in der Domszene wittern. Schon zur Zeit des ersten „Götz“, im Winter 1771 und 1772, sollte nach Scherer ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf in Prosa zu Papier gebracht worden sein. Konnten diese Vermutungen auch nicht im einzelnen bestätigt werden, so war doch Scherers philologische Divination für die Kerkerszene erstaunlich. Scherer ließ sich durch das Fehlen der Kerkerszene im Fragment nicht beirren, er fand einer Bemerkung Wielands nachgehend den Stil der von ihm erschlossenen Prosa der Kerkerszene im Einklang mit der ersten Fassung des „Götz“. Gegen die Schererschen Auffassungen nahmen gleich nach seinem Tode Collin und Creizenach Stellung. Man kann aber nicht behaupten, daß Collins eigene Aufstellungen in seinem Buche „Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt“, 1896 weniger willkürlich verfahren als Scherer.

Die Urfaustphilologie hat künstlerische Gebilde öfters so seziert, daß ihr dabei der Blick für die Ganzheit der Schöpfung getrübt wurde. Bei der Atomisierung spukte auch die alte von Lachmann beeinflusste Idee, daß die älteste Fassung zugleich die echtste, die wertvollste, sein müsse. Es ist aber doch wohl die Frage, ob denn in der neuern Literatur das Zurücktasten zu den ältesten, oft nicht literarisch greifbaren Ansätzen den Eigenwert besitzt, welchen die ältere Philologie und die Sagenforschung für ihre Aufgabe in Anspruch nehmen.

dem Rundschau-Aufsatz über Helena spielt die combinierende Phantasie mehrfach ohne jedes Goethesche Geländer zu frei in der Luft empor.“ Das sind Sätze, die noch für die allerneuesten Versuche der Urfaustforschung gelten können.

Schon 1906 hatte das Hypothesengewirre der Faustforschung einen solchen Umfang erreicht, daß auf der Philologentagung in Hamburg der Beschluß gefaßt wurde, ein Werk in Lexikonformat zu veröffentlichen, in dem die zu jedem Problem vorgeschlagenen Lösungen aufgezeichnet werden sollten. Zum Glück wurde dieser alexandrinische Plan nie ausgeführt.³

Ein Blick auf die Geschichte der Forschung ergibt das folgende Schema:

1) Rekonstruktionsversuche noch vor der Entdeckung des Urfaust. Wilhelm Scherer ist der Vertreter dieser Bestrebungen.

2) Interpretation nach der Entdeckung des Urfaust. Das Muster dafür war Erich Schmidt, der dem positivistischen Zeitalter angehörend in vorsichtiger Analyse und mit profunder Kenntnis aller Goetheana das wirklich Beweisbare vom bloß Vermuteten sonderte.

3) Neue Rekonstruktionsversuche, welche der Zeit galten vor der Niederschrift des Urfaustmanuskripts, das Goethe nach Italien mitnahm. Roethe hat damit den Anfang gemacht.

4) Rekonstruktionsversuche, welche die Göchhausensche Abschrift zu entwerfen versuchten, indem sie sie auf einen möglichst späten Zeitpunkt setzten, so daß Goethe an dem, was die Göchhausen bietet noch in Weimar gearbeitet haben könnte.

Alle Ausführungen, die unter 3 und 4 fallen, versuchen, den Urfaust so oder so als ein „relativ spätes“ Gebilde zu betrachten. Wir gehen auf einige Punkte ein, die in 2 und 3 unseres Schemas eine Rolle gespielt haben.

Erich Schmidt kam zu der Überzeugung, daß eine zusammenfassende Niederschrift der im Urfaust enthaltenen Szenen kaum vor 1774 vorgenommen worden ist. Eine solche Niederschrift hat dann die Göchhausen in Weimar kopiert.

Für den ersten Faustmonolog gab es keine Prosaversion, die der Fassung in Versen vorausgegangen sei. Scherer hatte das vermutet.

Die Scene zwischen Mephisto und dem Schüler setzt Erich Schmidt nicht, wie später Pniower, in das Jahr 1771/72 sondern mit Collin in das Jahr 1774.

Den Versuchen, hinter das Jahr 1773 zurückzugehen, die Scherer unternahm, steht Erich Schmidt skeptisch gegenüber.

Erst um Neujahr 1773 habe Goethe sich nach verschollenen, satirischen Knittelversen die Reimpaare Hans Sachsens angeeignet.

Die Gretchentragödie, die Goethe als Ganzes aufgegangen sei, wird von Schmidt nach Goethes eigener Angabe mit dem „Werther“ zusammengebracht und damit auf 1774 datiert.

Auerbachs Keller wird wegen der Anspielung auf die Ratte im Briefe an Auguste Stolberg vom September 1775 auf diese Zeit gesetzt.

³ vgl. Ernst Beutler, *Essays um Goethe*, Dritte Auflage, Bd. I, S. 384, Wiesbaden, 1946.

Ob Reste vorweimarischen Ursprungs in dem nicht im Urfaust vorhandenen sondern im Fragment einsetzenden Gespräch zwischen Faust und Mephisto („und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“) vorliegen, ist für Schmidt sehr zweifelhaft.⁴

Schmidt glaubte, daß das Göchhausensche Manuskript nach einer Recitation oder für eine Recitation, wie sie Goethe in den ersten Weimarer Jahren liebte, hergestellt worden sei. Er hält es für möglich, daß die Göchhausensche Abschrift identisch sei mit dem Manuskript, das am 1. Dezember 1777 einmal zu Goethes Mutter nach Frankfurt wanderte. Damit wird die Entstehung der Göchhausenschen Abschrift in die allererste Zeit von Goethes Weimarer Aufenthalt gesetzt.

Aus der dritten Phase der Bemühungen um den Urfaust greifen wir einige Punkte heraus, die von Roethe entwickelt worden sind. Roethe rühmt Scherers kühne Entschlossenheit und bedauert, daß Erich Schmidt die Göchhausensche Abschrift mit der Goetheschen Originalfassung seiner Faustanfänge „so ziemlich“ identifiziert habe.⁵ Gegen Schmidt hält er daran fest, daß Verse des Gesprächs zwischen Faust und Mephisto, die erst im Fragment stehen, schon nach Frankfurt gehören. Roethe hat sich eine Art von „Fetzentheorie“ zurechtgemacht. Ihm haben es die von Zimmermann anläßlich eines Besuches beim jungen Goethe in Frankfurt erwähnte „chiffons“ angetan. Ein solcher Fetzen enthielt nach Roethe auch die Verse „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“. Dabei hat Roethe beträchtliche Mühe, Aussprüche Goethes aus der Italienischen Reise wegzudisputieren. Sie lauten: „Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben, nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Lagen waren rein geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht.“ Das stimmt leidlich, wie Roethe betont, zu Eckermanns Worten vom 10. Februar 1829: „Der Faust entstand mit meinem Werther. Ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen, denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte.“ Diese Aussprüche sollten doch wohl ein unübersteigbares Hindernis bilden gegenüber den Versuchen, die Urfaustüberlieferung ganz und gar in einzelne Fetzen aufzuteilen. Niemand wird bestreiten, daß Goethe neben seinem Manuskript noch Einzelnes gesondert zu Papier brachte. Wie Goethe sich auf kleinen Schnitzeln selbst kleine Zwiegespräche, die dem Frankfurter Alltag galten, aufschrieb, und wie die ihm von der Mutter nach Weimar nachgesandt wurden, als er dorthin übersiedelte, hat noch jüngst Beutler berichtet. Daß Goethe die „Manuskripte aus allen Winkeln seines Zimmers hervorzog“ hat auch

⁴ Später hat Michels behauptet, daß auch die Verse des Fragments 1796 ff., die nicht im Urfaust stehen „Genug damit! Dein Liebchen sitzt dadrinne“ schon in die Frankfurter Zeit gehörten.

⁵ *Entstehung des Urfaust*, Sitzungsberichte der Preußischen Akademie, 1920.

Knebel mit Beziehung auf Fragmente des Doktor Faust im Jahre 1774 berichtet. Aber diese Fetzen haben neben Goethes sehr bald danach hergestelltem Manuskript bestanden und mit diesem Manuskript muß man auf Grund seiner eigenen nicht wegzudeutenden Hinweise rechnen. Was die Frau Rat Goethe von ihrem Sohne sehr bald nach dessen Übersiedlung nach Weimar erhielt, war ein Manuskript. Sie gab es dann auch Merck zu lesen. Es waren nicht Fetzen. Roethe will mit der Möglichkeit rechnen, daß beide Zeugnisse, das aus Italien und das Eckermannsche, erst Ende der zwanziger Jahre entstanden sind, muß aber zugeben, daß der passus aus der Italienischen Reise wohl in einem ursprünglichen Briefe Goethes gestanden haben kann.

Roethe schloß sich Scherer darin an, daß er die Prosascenen ins Jahr 1771 oder allenfalls 1772 zurückverlegte. Er nannte diese Vermutung „den Grundstein jeder methodischen Chronologie des Urfaust“. Den Anspruch auf Prosa machte er allerdings, darin von Scherer abweichend, nur für die letzten Szenen, nicht für den Anfangsmonolog, geltend. Die allerletzten Szenen, die Katastrophe, bildeten den Anfang von Goethes Schaffen. Er, dem sonst das tragische Ende am meisten Pein machte, begann hier in seiner Jugend mit diesem tragischen Ende. Zu Anfang war die Gretchenhandlung wichtiger als die Fausthandlung. Das „Friederikenerlebnis“ war gewissermaßen die Nabelschnur.

Die Liederinlagen weist Roethe ins Jahr 1773 (Mahomet, Claudine usw.). Die rein lyrischen Gretchenszenen (Meine Ruh; Ach neige) werden in diese Periode gesetzt. Sogar die Domszene wird schon ins Jahr 1773 gewiesen.

Auerbachs Keller wird mit Pniower früher als 1775 angesetzt. Das Rattencitat im Urfaust ist nachträglicher Einschub. Damit würde die naturalistische Sprache in Auerbachs Keller im Urfaust begreiflicher gemacht.

In der Knittelversfrage hält sich Roethe zu der allgemein anerkannten Version, daß die Knittelverse dem Jahr 1773 und 1774 ihre Entstehung verdanken.

Den ersten Monolog löst Roethe, Scherer noch überflügelnd, in vier ursprüngliche Bestandteile auf.

Die freien Verse behält er dem Jahre 1775 vor.

Trotz der sonst von Roethe angestrebten Auflösung in einzelne Stücke hat ihn doch sein starkes künstlerisches Temperament davor bewahrt, die Zerstückelung auf den Komplex der Gretchenszenen anzuwenden. Das Gretchendrama wird fast von Anfang an bis hin zu V. 1026 als Ganzes in einem Zuge gedichtet sein.

Zum Schluß werden dann die Szenen des Urfaust in einzelne „Fetzen“ zerlegt. Dabei handelt es sich zum Teil überhaupt nicht mehr um beweisbare Dinge sondern um die grundsätzliche Frage, ob ein derartig sprunghaftes Verfahren noch mit der künstlerischen Vorstellung vereinbar sei, die man vom Schaffen des jungen Goethe anderweit erhält.

Der Ertrag der äußerst scharfsinnigen Roetheschen Sezierkunst, die im wesentlichen Gesichtspunkte der äußeren Form entscheidend sein läßt, und wenig mit der Möglichkeit rechnet, daß Goethe in diesen Jahren Stile und Formen gleichzeitig mit virtuoser Farbigkeit und Verwandlungsfähigkeit zu brauchen wußte, ist enttäuschend, weil so wenig sicher gestellt werden kann. Das hat dann einen dänischen Forscher auf den Plan gerufen, dessen Abhandlungen in Deutschland nicht genügend beachtet werden. Sarauw stellte schon 1918, also schon vor Roethes Abhandlung, fest, daß der Urfaustfund von der Jugendphase Goethescher Dichtung eine im Ganzen außerordentlich klare Anschauung ermöglicht habe, „welche die in den meisten Fällen unsicher bleibende Verteilung der einzelnen Szenen auf etwa zwei Jahre als recht nebensächliche Angelegenheit erscheinen läßt.“ In seiner Abhandlung zur Faustchronologie stellte Sarauw dann im Jahre 1925 fest, daß die metrisch-stilistischen Unterschiede, die Roethe nach Scherers Vorbild herausarbeiten wollte, die fundamentale Frage vernachlässigen, ob diese an sich feststehenden Unterschiede auf der künstlerischen Entwicklung (Stilwechsel durch zeitlichen Abstand) oder auf Formwillen, welcher der Natur der Szenen Rechnung trägt, beruhen. Nach Sarauw lassen sich alle Hauptfälle des Stilwechsels ungezwungen aus künstlerischer Absicht erklären. Aus den rythmisch-stilistischen Unterschieden will Sarauw daher für die Chronologie sehr wenig folgern.⁶ Er setzt hinzu: „Ich glaube nicht, daß man über die besonnenen, mehr oder weniger wahrscheinlichen Aufstellungen Erich Schmidts zu wirklich gesicherten Ergebnissen gelangen wird.“ Sarauw lehnt die meisten der Roetheschen Aufstellungen ab. Er glaubt nicht daran, daß die letzten Szenen, die Prosaszenen, früher entstanden sind als die übrigen Gretchenszenen. Er findet sie entschieden reifer als den „Gottfried von Berlichingen“ und sieht keinen Grund, sie früher als 1774 anzusetzen. Gegen Roethes Fetzentheorie macht er geltend, daß Knebel keinen Sack mitnahm sondern die Handschrift, die Goethe 1788 beschreibt.

Die Debatte wurde noch einmal aufgenommen durch posthume Ausführungen von Heinrich Spiess.⁷ Grundsätzlich bekennt sich Spiess zu der Methode Erich Schmidts. Aber er läßt sich, mit leichtem Gepäck ausgerüstet, zu schwach begründeten Datierungsvorschlägen verleiten.

⁶ Det Kgl. Danske V. S., Hist. Fil. Med., I, 7 und X, 2. — der gewollte plötzliche Stilwechsel des jungen Goethe wird neuerdings überzeugend dargestellt in den trefflichen Ausführungen von Barker Fairley. *A Study of Goethe* Oxford, 1947. Die Kontraste, in denen Goethe lebte, führen zur Sprunghaftigkeit seiner Produktion. Die Übergänge vom Erhabenen zum Scherzhaften, das Springen von einem Motiv zum andern, von Haß zu Liebe sind ein Zeichen seiner chaotischen Spontaneität. „The sudden transitions in Faust's opening monologue have given rise to various conjectures as to the times at which the different parts of the monologue were written. This is a procedure which might be usefully applied to another work or another author, but it is wasted on Goethe here . . . There is nothing in the early Faust that cannot be explained or at least illuminated by this prevailing confusion.“ (S. 19 a. a. O.)

⁷ *Jahrbuch der Goethegesellschaft* 21, S. 63 ff., 1935.

Nur das Allerwichtigste braucht in diesem Fall gestreift zu werden. Die Anfänge des Gretchendramas werden auf 1773 gesetzt. Die Roethescherersche Hypothese, nach der die Prosascenen zeitlich den andern vorangehen, wird abgelehnt. Dom und Zwinger rückt Spiess ins Jahr 1775. Spiess gehört insofern ins konservative Lager, als er das Ganze in die Jahre 1773 - 1775 setzt.

Das lebendige Fluidum von Goethes Schaffen in den Jahren 1773 - 1775, oder wenn man Roethe und Scherer folgt in den Jahren 1771 - 1775, kalenderreif zu machen, ist den philologischen Enthusiasten, die sich am Erweisbaren nicht genügen ließen, nicht gelungen. Manches von den Leipziger und Straßburger Erlebnissen hat sicher in Goethes Unterbewußtsein geruht und ward aus der Tiefe gehoben, als er Auerbachs Keller und die Schülerszene schuf. Wer wollte leugnen, daß diese beiden Szenen im Urfaust zurückstrahlen in die Zeit vor Goethes Rückkehr nach Frankfurt 1771.

Die Gretchentragödie ruht, Gundolfisch zu reden, allein auf einem Urerlebnis. Für das titanische Urerlebnis des Faust brauchte Goethe religiöse und literarische Verstärkung. So kommt das Faustische langsamer zum Durchbruch oder es wird überflügelt von der elementaren Reaktion der Gretchenerlebnisse. In allem aber zeigt sich die gleiche schöpferische Unruhe. Sie macht ein schematisches Datieren äußerst problematisch. Parallelen und Anspielungen in Briefen sollte man mit äußerster Vorsicht benutzen. Gegen solche Parallelenjagd hat sich für den Urfaust schon Erich Schmidt ausführlich unter Heranziehung eines großen Materials gewandt. Er zeigte, wie irreführend bloße Parallelen sein können. Deshalb darf man in ihnen nur sehr selten Tragepfeiler für eine zwingende Chronologie erkennen. Aber die Forschung ist immer wieder in die Neigung verfallen, aus Parallelen zeitliche Schlüsse zu ziehen. Es scheint nicht einleuchtend, daß kürzlich noch einmal Beutler eine vereinzelte Parallele für die Datierung fruchtbar machen wollte. In einem an das Ehepaar d'Orville gerichteten Gedichtbrief Goethes von 1775 findet sich der Vers: „Ich bitte Dich, laß mich allein“, der aus einer ähnlichen Situation geboren ist wie derselbe Vers in Gretchens Zimmer.⁸ Deshalb soll die Scene im Urfaust „Abend“ gleichzeitig mit dem Briefgedicht vom Sommer 1775 entstanden sein. Obwohl Beutler selbst über die vergangene Mode des Datierens spricht, sieht er doch schon einen Gewinn darin, wenn es gelingt, auch für nur kleine Scenenteile, eine Datierung zu gewinnen. Kann Goethe aber nicht seine eigenen Verse öfter gelesen und wieder gelesen haben?⁹ Braucht nicht jeder Mensch und gerade Goethe dieselben Worte, Verse und Zitate zu verschiedenen Zeiten wieder? Wie, wenn Goethe nach der Lektüre der Scene „Abend“, die er schon früher geschrieben hatte, den in Frage stehenden Vers aufgriff und nun beträchtlich später noch einmal im Gedichtbrief an die

⁸ vgl. Ernst Beutler, a. a. O. Bd. II, S. 120 f. und Beutler „Der König in Thule“, S. 26.

⁹ vgl. a. a. O. Bd. I, S. 384 und „König in Thule“, S. 26.

d'Orvilles verwendete? Eine solche Erwägung, die doch der gesunde Menschenverstand auch ohne Kenntnis verfeinerter philologischer Methoden anstellt, zeigt, daß man mit verstreuten Einzelheiten, mit kleinen Parallelen, nicht zu sichern Resultaten kommen kann.

Das Gefüge des Urfaust hat man mit philologischer Methodik nicht aufzudröseln vermocht. Über Vermutungen, Anregungen, Möglichkeiten, ein „Vielleicht“, konnte man nicht hinauskommen. Dem Herrlichsten, was der Geist im Urfaust empfangen, drängte immer fremd und fremder Stoff sich an. Das gilt ein wenig auch von der neuesten Studie, welche den Versuch einer Rekonstruktion einer Faustdichtung vor dem Urfaust im Geiste Roethes und mit gleichem Scharfsinn wieder aufnimmt. Hermann Schneider bringt für den ersten Faustmonolog und die Studentenszene in Auerbachs Keller hübsche Parallelen aus Gottscheds „Kritischer Dichtkunst“ und aus seinem „Nötigen Vorrat“.¹⁰ Aber er ist vorsichtig genug, der Folgerung auszuweichen, daß Faustverse schon in der Leipziger Zeit entstanden sind. Er gibt zu: „Es ist vielleicht schon zu viel behauptet, Goethe habe in Leipzig schon eine Faustscene gedichtet.“ Doch wünscht er mit seinen Ausführungen den Leser auf eine Vordatierung von Teilen des Urfaust im Sinne der Scherer-Roetheschen Tradition vorzubereiten. Schneiders Vordatierung operiert mit einem weiteren Argument. Goethe soll in Straßburg im Jahre 1770 die Faustvorstellung einer Wandertruppe besucht haben. Gleich danach aber muß der bewährte Philologe bekennen: „Es fehlt allerdings das äußere Zeugnis, daß der junge Student sie besucht hat.“

Wie kann man dann aber mit diesem Datum für eine gesicherte Datierung operieren? Schneiders drittes Argument für seine Vordatierung ist das bekannte Paralipomenon 63, Goethes Bericht vom — Jahr 1816, in dem er die Helenatragödie in einer nicht mehr aufzuklärenden Weise abweichend von Faust II skizziert. Dieser Bericht, ursprünglich für die Selbstbiographie bestimmt und unter dem Gedanken geschrieben, daß ein zweiter Teil des Faust nicht vollendet werde, wurde schließlich von Goethe doch nicht für Dichtung und Wahrheit benutzt. Warum nicht? Es müssen Goethe doch Zweifel gekommen sein, er wollte sich offenbar durch diesen Bericht nicht festlegen. Im Laufe vieler Jahre müssen sich Absichten, Pläne, Eingebungen allerverschiedenster Art in Goethes Phantasie gekreuzt haben. Es wäre unnatürlich, wenn es anders gewesen wäre. Schneider legt sich die Frage vor, ob der Bericht von 1816, der zum Teil auch durch eine Inhaltsangabe Falks gestützt wird, höheren Alterswert habe. Er klammert sich daran, daß der Entwurf jugendlicher, ausgelassener, gewagter sei als der zweite Teil, wie wir ihn heute vor uns haben. Er glaubt ferner, daß der Bericht von 1816 den Quellenwerken der Faustüberlieferung treuer folge. Nach Schneider wird es auch verständlicher, warum Goethe an dem künstlerisch reizlosen Verlaufe der Faustsage hing, wenn man annehme, Goethe habe sich schon von

¹⁰ Hermann Schneider, *Urfaust?*, Tübingen 1949.

vorneherein in seiner Jugend mit der Arbeit am Helenastoff beschäftigt. Schon vor Schneider hat Witkowski den Entwurf von 1816 „realer“ gefunden als die Hochsymbolik des jetzigen zweiten Teils. Die Begegnung mit Kaiser Maximilian und die Beschwörung der Helena im Entwurf von 1816 ist für Schneider mit früher Faustdichtung gleichsetzbar, die etwa aus dem Jahre 1770 stamme. Wenn ich Schneider recht verstehe, ist für ihn entscheidend, daß die Begegnung mit Kaiser Maximilian in die Atmosphäre des Gottfried von Berlichingen hineinreicht. Die meisten Faustforscher sind einer Datierung des Entwurfs von 1816 ausgewichen, d. h. sie fanden sich nicht in der Lage, darin Spuren einer wirklich ausgeführten Szenenfolge zu entdecken, die in die Zeit vor Goethes Italienreise weist. Erich Schmidt stellte fest, daß der überraschende Bericht von 1816 unlösbare Rätsel aufgabe, da er offenbar sehr vieles, was sich im Laufe der Jahre in Goethes Phantasie herankrystallisiert habe, in eine frühere Zeit verlegte. Schneider aber konstruiert mit Hilfe der Stellen, die der volkstümlichen Überlieferung näher stehen, als der zweite Teil des Faust, ein Helenadrama der Frühzeit. Und da er dem Roetheschen Muster folgend und stark beeindruckt durch Beutlers Hinweis auf den Prozeß der Susanne Margarethe Brandt, von dem noch zu reden, die Gretchen-szenen in die Zeit von 1772 setzt, so müssen Helenaszenen schon vor dieser Zeit, d. h. im Jahre 1771 entstanden sein. In Goethes Bericht von 1816 ist Faust gegenüber Maximilian ein scheuer Mann, der mit seiner Zauberei nicht recht zu Rande kommt. Der zunächst in den Hintergrund gedrängte Mephisto muß einspringen und nimmt sogar Fausts Gestalt an. Schneider will in diesem Hin und Her innere Spannungen sehen, er fühlt sich an den Konflikt zwischen Faust und Mephisto vor der Kerker-scene erinnert. Man kann jedoch ebenso gut in entgegengesetzter Richtung argumentieren. Die Statistenrolle Fausts, der vor dem Kaiser versagt, steht im Widerspruch zu der Tatsache, daß im Urfaust Faust in Auerbachs Keller eine führende Rolle hat und daß Goethe erst im Fragment die magische Vollmacht auf Mephisto überträgt. Wenn ein Versagen des Magischen in Faust exponiert wird, so ist gerade dieser Zug ebenso gut für eine spätere Epoche von Goethes Schaffen in Anspruch zu nehmen. Dieses Argument verstärkt sich noch, wenn man mit Roethe und Pniower glaubt, daß Auerbachs Keller schon vor 1775 entstanden ist.

Es muß auch dahingestellt bleiben, ob die Füllung des in dem Bericht von 1816 gegebenen Handlungsrahmens durch Schneider überall das Rechte trifft. Es ist z. B. zweifelhaft, ob Schneider darin recht hat, daß Faust den Tod seines Sohnes — an den Mönchen rächen sollte. Der Entwurf sagt nur, Faust und Helenas Sohn mischen sich unter die Landleute und Soldaten und kriegen Händel, und viele werden verwundet. Das heißt doch, viele unter den Soldaten und Landleuten. Der Bericht sagt aber nichts vom Kampf mit Mönchen. Das geweihte Schwert braucht ja nicht ein Mönchsschwert zu sein. Wenn es später heißt: „Faust führt Krieg mit Mönchen, rächt den Tod seines Sohnes“, so ist

nicht erwiesen, daß er den Tod seines Sohnes an den Mönchen zu rächen hat. Der Krieg mit den Mönchen wird eher durch die Tatsache gerechtfertigt, daß die Mönche durch ihre Seelensprüche den Zauberkreis aufheben, der um das Schloß gelegt ist. Man kann nun aber nicht eine Auslegung, die über das von Goethe Angegebene hinausgeht, als Beweisstück für frühe Goethesche Dichtung in Anspruch nehmen. Schneider zieht keine rechte Grenze zwischen Plänen, Visionen, Eingebungen Goethes und ausgeführten dichterischen Stücken. Es wäre doch wohl im höchsten Grade erstaunlich, daß von Schneiders postulierten Niederschriften Goethes nichts, aber auch nicht das Geringste, erhalten oder auch nur in Zeugnissen anderer erwähnt ist. Schneider schwankt denn auch. Einmal heißt es: „Vielleicht darf man wagen“ anzunehmen, daß die Auftritte mit Maximilian zur dramatischen Form durchgedrungen waren, das hieße, schon vor 1771 gedichtet waren. Gleich darauf heißt es dann: „Ein ältester Faust . . . kreiste schon um die zwei Pole: Kaiserhof und Helena.“ Mir scheint durch nichts erwiesen zu sein, daß Goethe Szenen, in denen Kaiserhof und Helenabeschwörung die Mitte bildeten, schon vor Weimar gedichtet habe. Daß Goethes Phantasie sich schon in früher Zeit mit Helena und meinetwegen auch mit dem Kaiserhof befaßt habe, ist möglich. Seine Worte im Jahre 1826: „Einzelnes rührt aus den ersten Zeiten her, in denen ich an den Faust ging, anderes entstand zu den verschiedensten Zeiten meines Lebens“ sind so unbestimmt, daß sie keinerlei Schluß auf Einzelheiten erlauben. Wenn Goethe die Helena im Jahre 1826 als eine seiner ältesten Konzeptionen bezeichnet hat, gleichzeitig mit Faust, so vergesse man nicht, daß Goethe von Konzeptionen spricht und gewiß nicht von ausgeführter Dichtung. Konstruierte Dichtung, für deren einstige Existenz kein greifbarer Anhalt vorhanden ist, kann man nicht an die Stelle greifbar dokumentierter Wirklichkeiten setzen wie sie der Urfaust nun einmal repräsentiert. Schneider sagt: „Ein echter wirklicher Urfaust müßte ganz anders aussehen. Er hätte den Zugang zur Dramatisierung des Volksbuches zu erschließen und eine dichterische Erfüllung der lockenden Erwartungen zu bringen, welche die schmale Skizze des Paralipomenons 63 erregt.“ Das heißt nichts anderes, als daß Goethe seine Faustanfänge hätte anders gestalten sollen, als er es getan hat. Dann und nur dann wird der Philologe die Anfänge des Goetheschen Faust als Urfaust bezeichnen, wenn sie seinem konstruierten Wunschbilde entsprechen.

Es scheint mir keineswegs erweisbar, daß Goethes Niederschrift von 1816 sich – von einzelem abgesehen – auf Konzeptionen bezieht, die vor 1797 gebildet sind. 1797 nahm Goethe die Beschäftigung mit dem Faust wieder auf in der Absicht, sich über den Fortgang dessen klar zu werden, was im Fragment geborgen oder unerledigt war. Die Läuterung durch die Vereinigung mit klassischer Schönheit, dieser Gedanke, gehört erst in die Zeit vor der Jahrhundertwende. Viel wäre ohnehin nicht gewonnen, wenn man Teile der Aufzeichnung von 1816, soweit sie die

Helena betreffen, in die nebelhafte Ferne einer Jugend zurückverlegte, welche für die Existenz ausgeführter Szenen dieser Art keine weltanschauliche Grundlage bietet. Zu Beginn der siebziger Jahre verfügte Goethe gar nicht über die Möglichkeit einer symbolischen Durchgestaltung des in der volkstümlichen Faustüberlieferung dargebotenen Helenamaterials.

Der Dichter schloß sich in der dichterischen Ausführung dem Teil der Überlieferung, der sich auf Kaiserhof und Helenabeschwörung bezieht, erst an, als seine Zeit erfüllet war. Feinsinnig hat Schneider bemerkt, daß Goethe 1788, als er die Arbeit aufnahm, den Faden verloren hatte, der sich um einen wunden Punkt schlang: Mephistos Wesen, Mephistos Einführung, Mephistos Bund mit Faust. Ich ziehe aus der Diskontinuität, die hier spürbar wird, noch weitere Schlüsse. Im vollendeten Faust sehen wir Mephisto in einer Doppelrolle, welche den Teufel der Bibel, der Reformation, des Volksglaubens und zugleich den geistreichen Humoristen und „schadenfrohen Spaßvogel“ umschließt. Im Gespräch mit Marthe finden wir den Cyniker Mephisto und den „gracioso“. Nur in den beiden letzten Szenen des Urfaust haben wir schon etwas von der Dämonologie des Teufels. Erst später kommt sie stärker zum Durchbruch. Erst im Fragment, in der Hexenküche, in der Fratzenhaftigkeit des Blocksberges wächst Mephisto zu andern Maßen, als wir sie in den Gretchenszenen des Urfaust erleben. Das hängt auch damit zusammen, daß der Mephisto des Urfaust noch der Abgesandte des Erdgeistes zu sein scheint und daß, wie Schneider mit Recht hervorhebt, die Antithese zwischen Gott und Teufel sich noch nicht in Goethes Jugend auswirkt. Von mimischer Dämonologie ist im Urfaust nur in den letzten beiden Prosascenen etwas zu spüren.¹¹ Daneben steht im Urfaust der Nihilismus der Schülerscene, der rein intellektueller Natur ist und Mephistos absolute Farblosigkeit in Auerbachs Keller, nur unterbrochen durch das Flohlied. Sonst überwiegt der geistreiche Spötter bis hin zur dämonischen Prosa. Diese Spaltung der Rolle hat Goethe später zu harmonisieren versucht. Im Urfaust ist diese Spaltung noch in die Augen springend. Auch das spricht für eine getrennte Entstehung der ersten Gretchenszenen und der letzten Prosascenen. Die Endprosascenen verateten einen andern Geist als die übrigen Gretchenszenen.

Neuerdings hat Ernst Beutler die Hinrichtung der Kindsmörderin Susanne Margarethe Brandt in Frankfurt am Main als das Faktum angesprochen, das Goethes Phantasie mit Bezug auf die gesamte Gretchenhandlung entzündet habe. Das Ereignis selbst war der Forschung schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt. Gustav von Loeper hat auf es hingewiesen. Aber Beutler ist es gelungen, zu zeigen, daß man sich im Kreise Goethes und seiner Familie mit diesem Ereignis beschäftigt hat. Er fand Kopien von Akten in einer Sammlung, die sich Goethes Vater anlegte. Das Gefängnis der Susanne Brandt lag nur

¹¹ vgl. *Goethes Faust* von Adolf Trendelenburg, 1921, 22, Bd. I, S. 51.

zweihundert Meter vom Hirschgraben entfernt. Goethes Onkel Textor und sein späterer Schwager hatten mit dem Fall ebenso zu tun wie Ärzte und Freunde der Familie. Die Auszüge aus den Akten sind von Goethes Kanzlisten in der Anwaltskammer hergestellt. Zudem war es die einzige Exekution einer Kindsmörderin, die Goethe als Erwachsener in Frankfurt erlebte. Die Akten über diese Vorgänge waren nicht völlig unbekannt, aber Beutler hat ihnen erst die entscheidende Beachtung geschenkt. Einer all zu forcierten Ausbeutung des Ereignisses für den Faust ist man lange ausgewichen, offenbar, weil man gegen eine mechanische Modellforschung, wie sie in der Literaturgeschichte eine Zeitlang Mode war, Bedenken bekam. So erklärte man Goethes Interesse an dem Motiv aus der allgemeinen Teilnahme, welche die Zeit dem Kindsmorde und seiner juristischen Verfolgung entgegenbrachte. Man sollte nicht davon sprechen, daß es mit dem Hinweis auf den Frankfurter Fall gelungen sei, Gretchens historisches Urbild zu entdecken. Beutler geht denn auch einer Auspressung des tatsächlichen Ereignisses mit künstlerischem Takt aus dem Wege. Obwohl die Brandt sogar einen Bruder hatte, der Soldat war, verschließt sich Beutler nicht der Tatsache, daß noch mancherlei andere Anregungen auf Goethe in der gleichen Zeit einströmten. „Die Bilder der Gretchentragödie,“ sagt Beutler, „stehen unter einem andern Stern,“ sie „kommen aus anderen Erlebnisbereichen als der Fall der Susanne Brandt.“ Man kann Beutler nur dankbar sein, für die Zartheit, mit der er seinen eigenen Fund künstlerisch ausmünzt.¹² Blickt man auf die Gretchenvisionen Goethes, so darf man nicht übersehen, daß noch drei andere Keimzellen für Goethes Schöpfung vorhanden waren. Da ist das Friederikenerlebnis,¹³ das allerdings nicht unmittelbar den Nährboden für die Endscenen abgeben konnte. Dann haben wir die Gretchenaffäre, die Goethe in Dichtung und Wahrheit beschreibt und deren Tatsächlichkeit im Ganzen erwiesen ist. In diese Gretchenepisode waren wiederum einige Personen verwickelt, die in den Akten der Susanne Brandt eine Rolle spielen. Endlich haben wir den bekannten Bericht im Werther, den schon Erich Schmidt in der Einleitung zum Urfaust auszuwerten versuchte. Da ist von einer Selbstmörderin die Rede, die aus betrogener Liebe handelt. Auch diese Werthergeschichte geht auf von Goethe in Frankfurt miterlebte Ereignisse zurück. In den Papieren des Rat Goethe finden sich, wie Beutler ebenfalls zeigte, Angaben über den Vorfall.

¹² a. a. O. Bd. I, S. 100 f., vgl. ferner a. a. O. Bd. I, S. 128. Beutlers Vorsicht in der Ausmünzung ist auch von Barker Fairley, *A Study of Goethe*, Oxford, 1947, treffend hervorgehoben worden.

¹³ Das Friederikenerlebnis ist ein Teil des Gewebes der Faustischen Urerlebnisse. Die jüngste Mode, dieses Erlebnis zu bagatellisieren und für den Faust hinwegzudisputieren, ist willkürlich. Die Tatsachen, wie sie durch Goethes eigene Aussprüche, seine Verse, Lenzens Gedicht und die Zeugnisse anderer erhärtet sind, kann man nicht einfach als Sublimierungen ansehen, so lange man keine greifbaren Gegenbeweise hat. Daß Goethe die Geschichte des „Landpriesters von Wakefield“ auch in „Dichtung und Wahrheit“ benutzt, worauf er selbst indirekt hinweist, heißt noch nicht, daß man das Ganze zur Studentenliebe umdeuten darf. Das „hier war ich zum erstenmal schuldig“ steht als aufgerichtetes Zeichen da, und gibt keine methodische Rechtfertigung dafür, es auszumerzen.

Wann spielte er? Ende 1769. Nach der üblichen primitiven Methode könnte, ja müßte daraus gefolgert werden, daß der Passus im Werther gleich nach 1769 geschrieben worden ist.

Wir nehmen ferner die folgenden Tatsachen hinzu: 1) August 1771 behandelt Goethe in einer seiner Straßburger Thesen die Frage nach der Strafe für Kindsmörderinnen, 2) das Verbrechen des Kindesmordes war häufig und hatte eine reiche juristische und philanthropische Literatur zeitigt. Das Thema fand in der Dichtung seinen Niederschlag, auch abgesehen von Goethe. Nimmt man alles dies zusammen mit Goethes Erlebnissen vom Gretchen in Frankfurt und vom „ertrunkenen Mädchen“, dann ergibt sich doch wohl, daß Goethes Phantasie nicht allein vom Fall der Susanne Brandt in Bewegung gesetzt zu werden brauchte. Zum mindesten kann das Datum der Hinrichtung, der 14. Januar 1772, an sich nicht zum einzigen Ausgangspunkt für die Zeit der Entstehung der letzten Szenen des Urfaust gemacht werden. Als datum a quo mag die Entdeckung Beutlers ihre Bedeutung haben, aber nicht als unbedingter Beweis, daß Goethe schon unmittelbar danach, also nach dem Januar 1772, zu Werke gegangen sein muß. Es ist garnicht einzusehen, warum Goethe, der die Episode vom ertrunkenen Mädchen jahrelang in seinem Gedächtnis behielt, nicht auch etwas später die letzten Szenen gedichtet haben könnte.

Niemand wird leugnen, daß so manches dafür spricht, daß die letzten Prosaszenen früher geschaffen worden sind als die meisten Szenen der Gretchenhandlung. Fast alle Forscher stimmen darin überein, daß Goethe ursprünglich nicht die Rettung Gretchens plante. Roethe wies darauf hin, daß auch alle Titanen der Goetheschen Jugendzeit erliegen. Für Faust war es durch die Faustüberlieferung gegeben. Roethe setzte den Umschwung in Goethe ins Jahr 1797. Es scheint, daß H. Schneider eine Ausnahme bildet, wenn er sagt, zur Hölle scheine diesen Faust sein endgültiger Weg nicht geführt zu haben. Wohin hat er ihn dann in der ursprünglichsten Fassung geführt? Es läßt sich schwerlich ein Grund dafür finden, warum Goethe zu Beginn der Siebziger Jahre schon eine Art Rettung im Auge gehabt haben sollte. In diesem Zusammenhang ist die Frage von Interesse, warum Goethe im Fragment von 1790 mit der Domszene schloß und die letzten Szenen, nicht nur die unvollständige Valentinscene, ausschloß. Goethe selbst hat seine Gründe in etwas vager Weise angegeben. Am 5. Juli 1789 sagt er: „Faust will ich als Fragment geben, aus mehr als einer Ursache.“ 1798 schreibt er am 5. Mai an Schiller: „Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, im Verhältnis gegen die andern, ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da dann die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes aber gedämpft wird.“ Es ist klar, daß der von Italien heimgekehrte Dichter den grellen und heftigen Naturalismus als zu herb, als stilistisch untragbar, empfinden mußte. Es

erheischte anderseits die Klarheit und Sicherheit eines überlegenen, formgebändigen Künstlers, um auf den Vorzug zu verzichten, den die scheinbare Vollendung des Dramas geboten hätte. Es waren aber wohl noch andere Gründe, welche Goethe den Faust als Fragment veröffentlichen ließen. Metz wies im Goethejahrbuch V, E. 45 auf die Schwierigkeiten hin, eine Rettung des Faust, die ihm in Italien aufgedämmert sein mag, mit dem im Urfaust festgelegten Untergang Gretchens in Einklang zu bringen. In der Eile der Veröffentlichung von 1790 konnte Goethe dieser Dinge nicht Herr werden. Wahrscheinlich mochte er sich auch nicht mehr für den Ausgang festlegen, wie er es durch die Kerkerszene in gewissem Sinne getan hätte. Daß Goethe anderseits den Naturalismus der Endscenen so stark empfand, könnte wiederum eine Stütze dafür sein, daß diese Scenen am frühesten entstanden und daß Goethe sie in diesem Sinne so gar im Abstand von den übrigen Scenen seines Faust empfand.

Goethe hat im Alter, wie wir sahen, mit Nachdruck darauf bestanden, daß Helena von Anfang an als Gipfel der Dichtung in Aussicht genommen war. Wie aber die Handlung durch einen zweiten Teil fortgesetzt werden könnte, darüber war sich Goethe offenbar im Jahre 1790 noch nicht klar. So wich er in das Fragment aus. Faber du Faur hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß Goethe in den Jahren vor 1790 nicht das Interesse am Faust nahm, das er andern fragmentarischen Stücken entgegenbrachte.¹⁴ Die Eile des Setzens und die Tatsache, daß Goethe weder nach der Korrektur noch nach den fälligen Exemplaren verlangte, sprechen eine beredte Sprache. Aus der fragmentarischen, fast chirurgischen Behandlung, die Goethe der Veröffentlichung des Fragments zuteil werden ließ, geht auch hervor, daß er um 1790 herum noch keine Gesamtvision für den zweiten Teil besaß. Deshalb verzichtete er auf die bindende Antizipation von Scenen, die seine späteren Entschließungen präjudiziert hätten. Dieses ganze Verfahren muß einigermaßen vorsichtig stimmen gegenüber den Versuchen, Bestandteile des zweiten Teiles als schon in den siebziger Jahren in Goethes Phantasie gerundet oder gar ausgeführt zu betrachten.

Das letzte Problem betrifft die Frage, wann das Fräulein von Göchhausen Goethes Manuskript kopiert hat. Tat sie es zu einem relativ späten Zeitpunkt? Dann bestand die Möglichkeit, daß Goethe in Weimar nach 1775 noch Eintragungen gemacht oder Änderungen vorgenommen hätte. Der Urfaust würde durch eine solche Feststellung gewissermaßen von der Rückseite her als frühestes Denkmal entwertet. Er repräsentiert dann eine spätere Zeit in Goethes Schaffen nicht die Zeit vor 1775 oder nicht diese Zeit allein. Die Verfechter dieser These haben sich allerdings darauf beschränken müssen Kleinigkeiten herauszupicken, an welchen zu erkennen sein sollte, daß die Urfausthandschrift wesentlich

¹⁴ Curt von Faber du Faur, *Der Erstdruck des Faustfragments*, Monatshefte, Vol. XLI, No. 1, Januar 1949.

später als 1775 zusammengestellt wurde. Da ist zunächst die These, die sich an die verschiedenen Versionen des „Königs in Thule“ heftet. R. Kögel hatte als Erster darauf aufmerksam gemacht, daß die Fassung des „Königs in Thule“ im Urfaust jünger ist als der Seckendorfsche Text des Jahres 1782, den Seckendorf in seiner Liedersammlung mit dem Zusatz „Aus Goethes Faust“ herausgab. Neuerdings hat sich Krogmann mit diesem Problem befaßt.¹⁵ Eine Fassung, die der Seckendorfschen nahe steht, befand sich im Nachlaß Herders und sie ist anscheinend von Fräulein von Göchhausen geschrieben. Die primitivste Erklärung der vorhandenen Fakten wäre die Behauptung, daß die Urfaustabschrift nach 1782 entstanden sei. Aber Seckendorf, der durch den Zusatz „Aus dem Faust“ bekundet, daß er wußte, wohin das Lied gehört, könnte sehr wohl das Blatt von Goethe selbst erhalten haben. Goethe könnte ihm aus seinem Besitz eine ältere Fassung überlassen haben. Daß Goethe solchen Dingen gegenüber sorglos war, wissen wir nun. Der ausgezeichnete philologische Kenner und Herausgeber der Goetheschen Gedichte in der Jubiläumsausgabe, von der Hellen, betonte, daß Goethe „über sehr viele und starke Sinnentstellungen in seinen Werken zeitlebens hinweggesehen“ habe, ja sie nicht bemerkt habe. Man hat eine andere Erklärung gesucht und von einer wandernden Redaktion des Urfaust gesprochen, die während Goethes Jugend vorhanden gewesen sein sollte. Dafür liegt aber kein weiterer Anhalt vor.

Die Seckendorfsche Fassung zeigt älteres Sprachgut als der Urfaust. Bei Seckendorf steht z. B. „Den Becher hätte er lieber“. Im Urfaust ist das schon verbessert zu „Der Becher war ihm lieber“. Bei Seckendorf heißt es noch: „Trank nie keinen Tropfen mehr“. Im Urfaust ist die doppelte Negation gefallen. Die entschiedenste Verbesserung des Urfaust steht am Ende, wo es heißt: „Er sah ihn stürzen, trinken und sinken tief ins Meer“. Seckendorf schreibt: „Er sah ihn sinken, trinken und stürzen tief ins Meer“. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß im Fragment Verschlimmbesserungen gegenüber Seckendorf und Urfaust vorhanden sind. Statt „Stadt und Reich“ sagt das Fragment „Stadt im Reich“; statt „seinen Erben“ sagt das Fragment „seinem Erben“. In diesen beiden Fällen ist die Verschlechterung außer Zweifel. Die Fragmentfassung zeigt eindringlich, daß man chronologische Schlüsse aus Verbesserungen und Verschlechterungen nicht so einfach ziehen kann. Die Seckendorfsche Fassung und die Fassung des Urfaust zeigen beide aber im Ganzen die Kennzeichen der Sprache des jungen Goethe. Darin gehören sie doch wieder zeitlich zusammen. In dieser Hinsicht zeigt das Fragment einen Abstand von beiden. Es hat an wesentlichen Stellen mit der „Sprache des jungen Goethe“ aufgeräumt. Alle diese Erwägungen mahnen zu größter Vorsicht. Minor hebt mit Recht hervor: ¹⁶ „So wie Goethe in späteren Jahren dreimal Stellen aus Faust nach dem Urfaust zitiert hat, so beweist auch der Text des Liedes nicht, daß der Urfaust nach 1782

¹⁵ Willy Krogmann, *Goethes Urfaust*, Berlin 1933.

¹⁶ *Goethes Faust*, Bd. I, S. 142.

niedergeschrieben ist. Denn Goethe kann dem ihm befreundeten Seckendorf ein älteres Manuskript gegeben oder eine ältere Fassung zitiert haben.“ Die Annahme Krogmanns, daß wegen der Fassung Seckendorfs die Kopie der Göchhausen nach 1782 hergestellt sein müsse, macht sich die Dinge viel zu einfach. Es muß bei der schon von Witkowski in seinem Faustkommentar gemachten Feststellung bleiben, daß für die Faustchronologie sowohl die Entstehungszeit wie das Verhältnis der verschiedenen Fassungen des „König in Thule“ ohne Bedeutung seien.¹⁷

Die zweite Hypothese, durch welche das Datum der Entstehung der Göchhausenschen Handschrift verspätet und damit der Wert des Urfaustmanuskripts verringert werden sollte, kam von Martin Joos. In seinem Aufsatz „Just how dusty was the Urfaust“ hebt Joos darauf ab, daß die Abschrift der Göchhausen etwa zwischen 1785 und 1787 gemacht worden sei. Goethe hätte dann noch durch etwa 12 Jahre Änderungen anbringen können, und, wie Joos glaubt nachweisen zu können, in einem Falle spricht die Wahrscheinlichkeit dafür und damit spricht sie auch für andere Fälle. Dann könnte das Manuskript, das Goethe 1777 an seine Mutter sandte, ein anderes gewesen sein als das von der Göchhausen kopierte.¹⁸ Für die Behauptung, daß Goethe „to some extent“ sein ursprüngliches Manuskript zwischen 1775 und 1787 revidiert habe und somit die Göchhausensche Handschrift eine reichlich späte Redaktion darstelle, führt Joos zwei Beweisstücke an, einmal den „König in Thule“, d. h. er stellt Seckendorf gegen die Göchhausen. Was dabei unterwertet wird, ist, daß die Fassung Seckendorf und die Urfaustfassung sprachlich im Vergleich zum Fragment zusammengehören. Die Urfaustfassung wäre andererseits vom Fragment nur drei Jahre entfernt. Der sprachliche und stilistische Gesamtcharakter beider Denkmäler macht das sehr unwahrscheinlich.

Das zweite Argument, das Joos vorbringt, ist auf eine sprachlich-stilistische Beobachtung gegründet. Dem *Wortindex* folgend, den er zusammen mit Hohlfeld und Twaddell veröffentlichte, gibt Joos Zahlen für das Vorkommen von 10 Worten, die im Urfaust nur einmal stehen, aber im Faust, d. h. in allen Teilen des Faust nach Abzug der korrespondierenden Teile des Urfaust, mehr als dreißig Mal belegt sind. Unter diesen Worten, bei denen wir Proportionen von 33 bis 49 Malen im Faust zu einem Mal im Urfaust finden, ragt das Wort „solch“ ganz abnormerweise heraus. Nach Joos hat der Urfaust nur einmal „solch“, aber in den neun Zehnteln des Faust, in denen der Urfaust nicht korrespondiert, weil er die späteren Teile des Faust noch nicht enthält, kommt „solch“ 96 Mal vor. Das verlangt eine Erklärung. Joos findet das eine Mal des Urfaust in den Versen 929 f.:

¹⁷ Leipzig 1924, S. 242. Vgl. auch Werner Richter, *Der König in Thule*, Monatshefte, Vol. 36, No. 3, 1944, S. 139.

¹⁸ Martin Joos, *Just how dusty was the Urfaust*, Monatshefte, Vol. 39, No. 5, May 1947.

„Ich weis zu gut daß solch erfahrenen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.“

Das Wort „solch“, so erklärt Joos, ist ein Wort, das Goethe erst in Weimar zu brauchen anfang. Einerlei, ob Goethe es selbst wußte, Goethe vermied das Wort „solch“ als er in vorweimarischer Zeit am Faust schrieb. Er hat das Wort „solch“ erst später in der Weimarer Zeit nachbessernd eingefügt.

Dazu wäre Folgendes zu sagen. Zunächst kommt das Wort „solch“ im Urfaust noch ein zweites Mal vor. Es steht V. 875:

„Müßt vor solch Herren schamroth werden.“

Mit diesem zweiten „solch“ im Urfaust hat es gerade die umgekehrte Bewandnis. Goethe hat dieses „solch“ des Urfaust schon im Fragment getilgt. Im Fragment V. 1484 heißt es „Müsste vor dem Herren schamroth werden.“ So steht es auch in der Tragödie. Das stützt nicht gerade Joos' Annahme, daß „solch“ dem Urfaust von Haus fremd war und erst in Weimar Goethe geläufig wurde. Übrigens sind beide „solch“ im Urfaust Gretchen in den Mund gelegt. Andererseits läßt Goethe die Worte des Urfaust V. 660 „So kein Gesicht sah ich in meinem Leben“ im Fragment und in der Tragödie stehen. Desgleichen hat Goethes Urfaust V. 716 „So ein verliebter Tor“ im Fragment und in der Tragödie beibehalten.

Gegen Joos' Schlußfolgerungen sprechen aber noch gewichtigere Gründe. Zunächst ergibt die Betrachtung des Fragments, daß es nur zwei weitere „solch“ enthält:

V. 280 „Möchte selbst solch einen Herren kennen“

V. 1926 „Mit solchen edlen Gästen“

(Citirt nach Seufferts Ausgabe in den Deutschen Literaturdenkmälern). Neben den zwei Stellen, in denen das Fragment das „so ein“ des Urfaust beibehält, fügt es noch ein weiteres hinzu: V. 1000 (Seuffert, S. 42)

„Sei nur nicht ein so strenger Mann.“

Man findet im Fragment keine weitere Vorliebe für „solch“. Die Relation von Urfaust 2: zu Faust (nach Joos F-u) 96 wird noch dadurch beeinträchtigt, daß das zweite „solch“ im Fragment getilgt ist.

Die Dinge werden noch inkommensurabler. Im Faust I braucht Goethe „solch“ 22 Mal, im Faust II braucht er es 75 Mal. Das heißt nun in den 4611 Versen von Faust I stehen 22 „solch“, in den 7500 Versen von Faust II 75 „solch“. Auf etwa 210 Verse des ersten Teils Faust kommt ein „solch“, auf 100 Verse des zweiten Teils des Faust kommt ein „solch“. Der erste Teil des Faust hat rund 0.48% „solch“, der zweite Teil des Faust hat 1% „solch“. Die Häufung des „solch“ gehört also ohne Zweifel zu Goethes Altersstil. Das ist für den Kenner des Altersstils nicht verwunderlich. So ergeben sich denn folgende Relationen:

| | |
|---|--------|
| Solch im Urfaust: etwa 1436 Verse | 2 mal |
| im Fragment: etwa 2137 Verse | 3 mal |
| in Iphigenie: 2174 Verse | 6 mal |
| („Iphigenie“, die einzige große Dichtung, die Goethe bis 1786 abschloß) | |
| in Faust I: 4611 Verse | 22 mal |
| in Faust II: | 75 mal |

Die Argumentierung von Joos fällt danach zusammen. Goethe hat „solch“ in den achtziger Jahren, ja selbst 1790 noch nicht bevorzugt. Der Gebrauch wächst langsam im Faust I. Die Vorliebe für „solch“ zeigt sich nur in Faust II.¹⁹

Dazu kommt nun noch, daß es bei einem Dichter vom Range Goethes befremdlich wäre, die Annahme einer Nachbesserung und Umgestaltung des Textes in den Jahren zwischen 1775 und 1787 (1785) auf das nebensächliche Wort „solch“ zu gründen. Man müßte gleichzeitig viel gewichtigere Spuren einer Revision nachweisen können. Das Urfaustmanuskript zeigt in den Apokopen, den doppelten Negationen, der Vorliebe für „hett“ und „täte“ im Mundartlichen, ganz stark den Charakter des Goethe von 1771 - 1775. Der Zusammenhang dieser Urfaustsprache mit Goethes Jugendschöpfung ist überwältigend. Wie könnte man danach annehmen, daß Goethe in der Mitte der achtziger Jahre, wenn er wirklich das Manuskript seinem nun entwickelten Sprachstande anpassen wollte, sich lediglich auf ein „solch“ stürzte, wo er doch die Menge jugendlicher Eigenwilligkeiten unangetastet gelassen hätte. Die reiche Dokumentierung des Jugendstils in Sprache, Syntax, Stil, die der Urfaust bringt, kann auch an den Verbesserungen gemessen werden, die das Fragment und die Tragödie bringt. Aber auch da kann man nicht zu zwingenden Schlüssen kommen. Denn vieles hat Goethe weiterhin toleriert, namentlich, wenn es dem beabsichtigten volkstümlich-einfachen Stil entsprach. Für Gretchen wird die doppelte Negation des Urfaust, V. 1180, „man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt“, ruhig bis in den Faust beibehalten. „Es ist als hätte niemand nichts zu treiben“ wird vom Urfaust, V. 1047, als Marthens Wort bis in den Faust, V. 3198, erhalten. Fausts Wort, V. 495, „braucht keinen Teufel nicht dazu“ wird andererseits schon im Fragment, V. 1105, (Seuffert, S. 47) geändert in „brauchte den Teufel nicht dazu“. Das Hilfswort „tät“ braucht Marthe vom Urfaust bis in den ersten Teil (Urfaust V. 723/24 = Faust V. 2869).

Man sieht aus alledem, wie vorsichtig und wie indifferent Goethe in seinen Retouchen sein konnte. Mit dem „solch“ kann man jedenfalls nicht operieren, wenn man das Alter der Göchhausenhandschrift bestimmen will. Stellt man die Frage nach dem Alter dieser Handschrift, so darf man nicht mit kleiner Münze arbeiten.²⁰ Verwunderlich bleibt aller-

¹⁹ Ich habe etwaige andere Gesichtspunkte, die eine Wahl des „solch“ beeinflussen könnten, bewußt ausgeschaltet. Auch ergäbe die Verteilung in Faust II (Helenascene) noch mancherlei interessante Beobachtungen.

²⁰ Zu Joos Bemerkung zu Urfaust V. 1175 und seiner Parallele der Mitschuldigen sei hinzugefügt, daß sich der Hinweis auf die Mitschuldigen schon bei Erich Schmidt in den späteren Ausgaben des Urfaust befindet, vgl. z. B., Siebenter Abdruck, S. 78.

dings, daß noch niemand die Frage aufgeworfen hat, ob sich nicht aus dem Duktus der Handschrift des Fräulein von Göchhausen Schlüsse auf die Entstehungszeit des Urfaustmanuskripts ziehen lassen. Wir haben eine beträchtliche Zahl ihrer Briefe. Sie erstrecken sich auf die Zeit von etwa 1776 bis zu ihrem Todesjahr 1807. Ganz genau weiß man nicht, wann die Göchhausen nach Weimar kam. In der Allgemeinen Deutschen Biographie behauptete Schramm-Macdonald im Jahre 1879, daß sie bis zu dem im Jahre 1783 erfolgten Tode der Markgräfin Luise von Baden in Karlsruhe gewesen und dann Hofdame der Herzogin Anna Amalia geworden sei. Leider geht auch die einzige selbständige Arbeit über die Göchhausen nicht darauf aus, das gesamte handschriftliche Material zu sichten und zu werten.²¹ Deetjen hat Briefe der Göchhausen aus den Jahren von 1778 bis 1807 abgedruckt. Die Originale dieser Briefe befinden sich größtenteils in den Weimarer Archiven, dem Goethearchiv und dem Staatsarchiv. Deetjen berichtet ohne Quellenangabe, die Göchhausen sei erst Gesellschafterin der Anna Amalia gewesen und 1783 Hofdame geworden. Man nimmt allgemein an, daß Goethe sie 1776 in Weimar vorfand. Die Zeit ihrer Ankunft ist noch nachzuprüfen. Schramm-Macdonald schreibt, ihr Nachlaß sei auf Grund testamentarischer Bestimmungen vernichtet worden. Inzwischen wurde 1887 der Nachlaß durch Erich Schmidt bei einem Großneffen der Göchhausen gesichtet. Deetjen spricht auch von ihrem Nachlaß. Die von Erich Schmidt entdeckte Handschrift des Urfaust befindet sich heute im Weimarer Goethearchiv. In der Gedichtsammlung „Tiefurter Matinee“ ist die Göchhausen schon 1776 vertreten. Köster glaubte, daß die Figur der Schatouilleuse in Lenzens „Waldbruder“, 1776, auf das Fräulein von Göchhausen zurückzuführen sei. Goethe hat der Göchhausen Paläophron und Neoterpe sowie die Vögel diktiert. Das Neueste von Plundersweilen wurde von der Göchhausen geschrieben. Es existieren sogar zwei Handschriften von ihr. Sie hat das Tagebuch der Italienischen Reise der Herzogin Anna Amalia geführt. Anton Kippenberg besitzt Handschriftliches von ihr. Daß auf Grund des gesamten handschriftlichen Materials über das Datum der Entstehung der Urfaustkopie größere Klarheit gewonnen werden kann, scheint mir nicht unwahrscheinlich. Ich behalte mir vor, auf dieses Problem an anderer Stelle zurückzukommen.

Wir heben am Schluß dieses Abschnittes noch einmal einige Gesichtspunkte hervor. Die mit heißem Bemühen erstrebte Sicherung einer Chronologie der Entstehung einzelner Urfaustscenen ist nur in bescheidenem Maße gelungen. Versuche, andere nicht im Urfaust vorhandene Szenen des Faust, welche aus Goethes vorweimarischer Zeit stammen könnten, zu konstruieren, verlieren sich im Nebel. Was trotzdem aus solchen Untersuchungen gewonnen wurde, war eine Vertiefung des allgemeinen Verständnisses der Faustdichtung. Das Schaffen des jungen Goethe in Beziehung zu setzen zur Entfaltung seiner Kunst und seines

²¹ W. Deetjen, *Die Göchhausen, Briefe aus dem klassischen Weimar*, 1923.

Lebens ist eine wichtigere Aufgabe als die Beantwortung der Frage, ob eine Scene des Urfaust ein Jahr früher oder später niedergeschrieben wurde. Die Urfaustphilologie darf ihre Aufgabe nicht als methodischen Selbstzweck ansehen, sonst verliert sie den Sinn für das Mögliche und für geistige Proportionen. Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß philologische Rekonstruktionen über den Urfaust hinaus nicht zu konkreten Daten der Entstehung führen.

Das eigentliche künstlerische Leben des Faust beginnt unzweifelhaft mit dem, was man den Urfaust nennt. Chronologische Streitfragen beziehen sich meist nur auf den kurzen Zeitraum von drei oder vier Jahren. Daß Goethe seine Scenen in diesen Jahren Freunden vorgelesen und wieder vorgelesen hat, wissen wir. Daher kann er in seinen Briefen zu Anklängen eben so wohl nach wiederholter Lektüre gekommen sein wie gleichzeitig mit seiner Produktion. Citate in Briefen und Anspielungen, liefern nur unsichere Stützpunkte.

Einen Ururfaust zu rekonstruieren, welcher den Urfaust noch durch seine frühere Fixierung übertrumpfen könnte, ist ein müßiges Unterfangen. Ob man die Göchhausensche Handschrift Urfaust nennt oder nicht, ist nicht ausschlaggebend. Letzlich kommt es dabei nur auf ein Spiel mit Worten hinaus. Über das Göchhausensche Manuskript führt kein sicherer Weg zurück.



A B E N D F R E D E N

Klaus Groth

Zum 50. Todestag des plattdeutschen Dichters

De Welt is rein so sachen,
As leeg se deep in Drom,
Man hört ni ween'n noch lachen,
Se's lisen as en Bom.

Se snackt man mang de Bläder,
As snack en Kind in' Slap,
Dat sünd de Wegenleder
För Köh un stille Schap.

Nu liggt dat Döörp in Dunkeln,
Un Newel hangt davör,
Man hört man eben munkeln,
As kem't vun Minschen her.

Man hört dat Veh in't Grasen,
Un alens is in Fred,
Sogar en schüchtern Hasen
Slep mi vör de Föt.

Dat's wull de Himmelsfreden
Ahn Larm un Striet un Spott,
Dat is en Tied tum Beden —
Hör mi, du frame Gott!

GOETHE UND DER JENAER „ATHEISMUSSTREIT“

R. O. RÖSELER

University of Wisconsin

„Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im ganzen genommen schon imstande wären oder darin auch gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein daß ihnen jetzt doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeichen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs.“ So ein Kant über die Aufgaben seiner Zeit.

Der Ruf des Königsberger Meisters nach Aufklärung und seine Philosophie, die den Geist von der überkommenen Überlieferung frei machte und schöpferisch tätig über die Verhältnisse stellte, fand bei einer Schar begeisterter Jünger die freudigste Aufnahme. An den meisten der deutschen Universitäten wirkten Männer voll heiligen Eifers für die große Sache der Volksaufklärung, und von den Universitäten gingen Männer, erfüllt von demselben Streben, hinaus in alle Teile des deutschen Landes, um von Katheder und Kanzel durch Wort und Schrift an der Erziehung des Volkes zur Mündigkeit zu arbeiten. Insonderheit hatte sich Jena zu einer Pflegestätte der Kantischen Philosophie herausgebildet. Goethe und im Einklang mit ihm Geheimrat Voigt suchten das Ansehen der Universität zu heben, indem sie für die Kantische Philosophie stets die beste Vertretung zu gewinnen suchten. Seit 1787 erwies sich Reinhold¹ als ein erfolgreicher Interpret des Kantizismus, und als Reinhold 1794 einem Ruf nach Kiel folgte, trat Fichte an seine Stelle, trotzdem seine „demokratische Phantasie“ oder „Phantasterei“ besonders bei Goethe einige Bedenken erregt hatte. Fichte hatte sich durch seine „Kritik aller Offenbarung“, eine Schrift, die anonym erschien und anfänglich für eine Schrift Kants gehalten wurde, als den begabtesten und genialsten Schüler dieses Philosophen erwiesen, und sein philosophischer Feuereifer und produktiver Geist ließen Großes von diesem jungen Gelehrten erwarten. „So werden wir also im Besitz der neuesten Philosophie bleiben und das Vorstellungsvermögen noch höher hinauf abstrahieren,“ schrieb Geheimrat Voigt an den Juristen Hufeland, als die Bedenken, welche der Berufung Fichtes entgegenstanden, glücklich beseitigt waren. Außerdem

¹ Karl Leonhard Reinhold, Schwiegersohn Wielands, hatte 1786/87 in seinen „Briefen über die Kantische Philosophie“, die zuerst im *Teutschen Merkur*, später auch in Buchform, erschienen, eine von Kant selbst anerkannte volksverständliche Darstellung des Kritizismus herausgegeben, die viel zur Verbreitung der Kantischen Lehre beitrug.

wurde die Kantische Philosophie in Jena durch Forberg,² Schmid³ und Schiller vertreten, die im Anschluß an die *Kritik der praktischen Vernunft* und die *Kritik der Urteilskraft* in ihren Vorlesungen Fragen aus dem religiös-ethischen und dem ästhetischen Gebiet behandelten.

In der theologischen Fakultät der Universität herrschte gleichfalls der Geist der Aufklärung. Die neutestamentliche Theologie wurde durch Griesbach⁴ vertreten, der zwar in seiner Kritik recht behutsam vorging, aber doch dem Geiste der neuen Richtung insofern nachgab, als er den kirchlichen Lehrbegriff den wirklichen und bleibenden oder auch nur den vermeintlichen augenblicklichen Bedürfnissen seiner Zeit anzupassen suchte. Weit radikaler war Paulus.⁵ Er stand auf dem Boden des strengen Rationalismus und blieb dem innersten Kern der Kantischen Philosophie fern. Seine Theologie wurde beherrscht von dem Begriff des Möglichen, und nur das war nach seiner Auffassung wirklich und geschichtlich, was sich nach philosophischen Begriffen als möglich erwies.

Neben diesem regen Eifer für die Verkündigung Kantischer Philosophie im akademischen Unterricht wirkten im Staate Sachsen-Weimar noch Männer durch eine reiche schriftstellerische Tätigkeit in der gleichen Richtung. Von größtem Einfluß auf die öffentliche Meinung war vor allen Dingen die von den Professoren Hufeland und Schütz geleitete „Jenenser Allgemeine Literatur-Zeitung“, die sich vollständig auf den Boden der Kantischen Philosophie stellte. Besonders war es die Kantische Idee der Freiheit, die in dieser Zeitschrift wiederholt zum Gegenstand der Behandlung gemacht wurde, die Kantische Idee der Freiheit, die von der Welt der Erscheinungen hinweg den Maßstab für die Urteilsbildung in das Subjekt verlegte und damit eine völlige Umwälzung der Begriffswelt im Gesamtgebiet des öffentlichen Lebens hervorrief. Wenn Kant auch die sittliche Verantwortung des Individuum betonte und die Erhabenheit desselben über die Natur stellte, so löste er doch mit seiner Lehre das Individuum von dem Boden der Geschichte und der geschichtlich gewordenen Gesellschaft. Seine Jünger, ohne Verständnis für geschichtlich Gewordenes, machten ausschließlich die Einzelpersönlichkeit mit ihrem Denken, Fühlen und sittlichen Zwecken zum Ausgangspunkt jedes Systems, und der Wert der Einzelpersönlichkeit wurde

² Friedrich Karl Forberg, Konrektor in Saalfeld, gab durch seinen Aufsatz „Über die Entwicklung des Begriffs Religion“ den Anlaß zum Atheismusstreit, der Fichte das Jenaer Lehramt kostete.

³ Karl Christian Schmid, Professor der Philosophie in Jena, schloß sich der Kantischen Lehre an, veröffentlichte: „Kritik der Vernunft im Grundriß zu Vorlesungen“ und „Wörterbuch zum leichten Gebrauch der kantischen Philosophie“.

⁴ Johann Jakob Griesbach, Schüler des Hallenser Professors und Philosophen Semler, machte sich einen Namen durch seine verdienstvollen neutestamentlichen Textkritiken, deren Ergebnisse er in seiner griechischen Ausgabe des Neuen Testaments vorlegte.

⁵ Heinrich Eberhard Paulus entfaltete in Jena durch Schrift und Wort eine umfassende Tätigkeit, und seinem feurigen Temperament und ausgezeichnetem Lehrgeschick gelang es, sich an der Universität eine sehr einflußreiche Stellung zu verschaffen; scharfer Gegner Schellings; veröffentlichte: „Kommentar über das Neue Testament“ und „Das Leben Jesu“.

bei ihnen ausschließlich Maßstab für die Beurteilung der Verhältnisse in Staat und Kirche. Namentlich auf dem Gebiete der praktischen Philosophie entstanden a priori folgerichtig aufgebaute Lehrgebäude kirchlichen und staatswissenschaftlichen Inhalts, die, von innerer Begeisterung getragen, besonders die Jugend den Verhältnissen der damaligen Gegenwart entfremdeten und, indem sie einen geeigneten Nachwuchs für die Beamtenschaft in Staat und Kirche in Frage stellten, zunächst verderblich wirken mußten.

Wohl konnte manchem besonnenen Manne bange werden, wenn er sah, wie die alten Überlieferungen, welche bis dahin die Grundlagen für das staatliche und kirchliche Leben gebildet hatten, unter der Kritik zusammenzufallen drohten, wenn die Vernunft sich erkühnte, aus eigener Kraft der menschlichen Kultur ein neues Fundament zu schaffen; aber die Regierung in Weimar dachte in diesem Punkte überaus weitherzig. Goethe und Voigt, damals die einflußreichsten Männer am Hof, legten Wert darauf, die Freiheit der Forschung nach jeder Richtung hin zu schützen und diejenigen Männer nach Jena zu ziehen, die durch geistige Kraft und produktives Schaffen geeignet waren, in ihren Disziplinen eine führende Stellung einzunehmen. In diesem Streben waren sie, zusammen mit dem Herzog, wie Goethe später gestand, „überaus kühn“ und setzten sich der Gefahr aus „bei anderen Staaten Anstoß zu erregen.“

Dieser Fall trat auch sehr bald ein. Am 14. Januar 1794 richtete der Herzog von Sachsen-Meiningen, einer der vier Miterhalter der Universität Jena, ein Schreiben an die Herzogliche Regierung in Weimar, in welchem er sich scharf gegen das Lehren Kantischer Grundsätze aussprach und Karl August auf die Irrlehren aufmerksam zu machen sich verpflichtet fühlte, die von der Universität Jena ausgingen, und in welchem er auf die Gefahren hinweist, die für Volk und Untertanen daraus entstehen müßten, wenn die „Grundfesten der Religion“ angetastet würden: „Wir halten es für Pflicht, Unsere Herren Miterhalter der Gesamt-Academie Jena aufzufordern, in Ansehung derselben solche Vorkehrungen zu treffen, daß dem zu besorgenden Nachteil so viel wie möglich vorgebeugt und allen Lehrern aufgegeben werde, in ihren Lehrvorträgen sich nicht nur aller Spötereie über Glaubenssätze bey Strafe zu enthalten, sondern auch vornehmlich denen der Theologie, in ihrem Unterricht von denen deutlich in der Heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten der christlichen Religion nicht abzuweichen.“⁶ Dazu folgte unter dem 5. Februar eine Eingabe des Konsistoriums zu Eisenach an den Herzog, die gleichfalls die Irrlehren an der Universität zum Gegenstand hatte und in der gebeten wurde, „daß Serenissimus sich gnädigst dahin verwenden möchte, daß die theologische Fakultät besser als wie bisher mit subjectis besetzt werden möchte, von welchen ein gemeinsam übereinstimmender Vertrag der reinen, in göttlichem Wort gegründeten evangelischen Religion zu erwarten stehe.“

⁶ Ausführlich bei Reichlin-Meldegg, „Paulus und seine Zeit“, I, 247 f.

Die Regierung zu Weimar schenkte der Eingabe des Herzogs von Meiningen sofort die gebührende Beachtung. Ein Kollegialgutachten des Konsistoriums zu Eisenach wurde eingefordert und um Vorschläge gebeten, wie den Übelständen in Jena zu begegnen sei. Am 21. Februar liefen die Gutachten der Mitglieder des Konsistoriums, der Pfarrer Gökl, Heusinger, Petri und Schneider, ein. Sie waren mehr oder weniger ausführlich gehalten, alle auf einen sehr scharfen, energischen Ton gestimmt und interessieren schon allein durch das Unzeitgemäße in ihren Vorschlägen, in einer Zeit, die einen Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Mendelssohn, Nicolai als Zeitgenossen hatte. Man war in einem Thüringisch-Sächsischen Staate doch noch weit entfernt von dem an den Eingang gestellten Kant-Zitat. Es wurde dem Herzog empfohlen, Professoren abzusetzen, bei Neuanstellungen nicht nur auf Gelehrsamkeit sondern vornehmlich auf Religion und Rechtschaffenheit zu achten, die Professur für morgenländische Sprachen mit einem Lehrer erprobter Rechtgläubigkeit zu besetzen, ein wachsames Auge auf die Kandidaten zu halten, ob sie auch Glauben predigen, ab und zu die Konzepte ihrer Predigten einzufordern, den jungen Predigern „kommen sie nach geendigtem cursu academico zurück, die Kollegienhefte abfordern, um zu sehen, ob ihnen die Glaubensartikel der Heiligen Schrift und der *libris symbolici* gemäß vorgetragen worden sei,“ eine staatliche Aufsicht über die Allgemeine Literatur-Zeitung einzuführen, da sie „heterodoxe Bücher empfiehlt, orthodoxe verwirft.“⁷

In dieser für die Universität kritischen Stunde kam es sehr viel auf das ruhige Urteil und das Geschick der Männer an, die im Weimarer Kabinett Sitz und Stimme hatten, zu diesen gehörte Goethe als eins der einflußreichsten Mitglieder. „Alles läuft mit Blasebälgen herzu; es wäre

⁷ Petri fügte seinem Gutachten einen Teil eines Aufsatzes aus den *Rintelschen Annalen* von 1794 bei „Gegen die Vermischung der Theologie mit der Kantischen Philosophie“, der uns zeigt, welch ein Bild man sich damals in den kirchlichen Kreisen strenger Richtung von Kant und seinem Einfluß machte: „Sie (die Kantische Philosophie) hat jetzt schon einigen, die in Jena studiert haben und nun bei uns sind, eine solche Verwirrung in ihren Köpfen angerichtet, daß sie die Theologie zum Teil ganz verlassen und den Pantheismus für die einzige vernunftmäßige Gotteslehre angenommen haben; zum Teil bloß Kantische Philosophie, als das einzige, welches Noth ist zu studieren, und eben darum von populärer Theologie und Religion, die sie lehren sollen, kaum die Elemente wissen. Ihre Dogmatik ist ganz der Widerhall der Kritik der reinen Vernunft. . . . Würde die Kantische Philosophie herrschend, so müßte es dahin kommen, daß die Theologen und Prediger, die noch positive christliche Religion, wenngleich nur nach dem Kirchensysteme lehrten, einander, wie die Auguren in Rom, nicht ohne Lachen ansehen könnten. Deus omen avertat!“

In Schneiders Gutachten ist seine Stellung zur Preßfreiheit von besonderem Interesse. Er hat dabei die Allgemeine Literatur-Zeitung im Auge. Nachdem er festgestellt hat, daß es „höchstnotwendig ist eine besondere Art von Höherer Akademischer Polizei-Anstalt zu errichten, welche eine Aufsicht über die Professoren hat,“ weist er auf die „zügellose Preßfreiheit“ hin, „das Ungeheuer, das die Revolution in Frankreich herbeigeführt – sie ist das Ungeheuer, das jetzt seine Klauen über Deutschland ausstreckt, um Religion und alle politische Ordnung zu zerstören. O Religion! O mein deutsches Vaterland! Was muß aus dir werden, wenn dem Ungeheuer der zügellosen Preßfreiheit nicht bald ein eiserner Zaum angelegt und ihre zerstörende Macht nicht bald gebändigt würde?“

mehr, dünkt mich, an der Zeit, nach Wassereimern zu greifen," schreibt er an Hufeland (24. Juli 1794). Goethe, der die Oberaufsicht nicht nur über die wissenschaftlichen Einrichtungen des Herzogtums sondern besonders auch über das ganze geistige Leben der Universität Jena hatte, der als wahrer Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen an der Universität bekannt war und der aus der lebendigen Gemeinschaft und Aussprache mit denen, die in Jena lehrten und arbeiteten, Anregung und reichste Förderung für sich selbst erfuhr, nahm offiziell nicht Partei in diesem Atheismusstreit. Er veranlaßte jedoch, daß Herder den Auftrag erhielt, in einem Gutachten Stellung zu nehmen zu der Eingabe des Herzogs von Meiningen, zu dem Vorwurf, daß Irrlehren von der Universität Jena ausgingen, und daß er, Herder, angeben sollte, „welche Mittel zur Hebung des kirchlichen Ansehens (er) für angezeigt halte.“

Mit großem Geschick, mit Vorsicht und echt Herderscher Toleranz entledigte sich Herder dieses Auftrags. Er legte seinem Gutachten das Schreiben des Herzogs zu Grunde, prüfte sachlich die Beschwerdepunkte inbezug auf die „Irrlehren“ und ließ dann seine Vorschläge folgen: ⁸ „So wichtig und ruhmwürdig die Absicht Serenissimi Meiningensis ist zu deren Erreichung Jeder, dem sowohl die Ruhe einzelner Menschen, als das Wohl des Staates am Herzen liegt, und der dabei die überhandnehmende freche Denkart der Zeit betrachtet, gern seine besten Bestrebungen aufbieten wird, so dünkt uns, möchten auf der andern Seite die Mittel, diesem Übel zu begegnen, mit äußerster Vorsicht zu nehmen seyn, damit nicht das Gegenteil der guten Absicht wider Willen befördert werde.“ Herder versichert, daß leichte, freche oder gar spöttische Äußerungen über die Religionswahrheiten ihm „von jetzigen Theologen der Gesamt-Academie Jena durchaus unbewußt seien“ und „hier sind uns die jetzigen Lehrer der Academie auch ihrem persönlichen Charakter nach völlig Bürge, und eine deshalb zu erlassene Warnung, wenn sie auch mit äußerster Vorsicht geschähe, könnte unserem Ermessen nach nicht anders, als durch ein öffentlich geäußertes Mißtrauen, der Academie selbst Nachteil bringen, indem sie dadurch von Außen verschrien und von Innen der Saamen der Horcherei, des Auflauerns, des Verläumdens gleichsam mit Fleiß ausgesäet würde . . . Erlassene Befehle sind und bleiben allemal nomina odiosa, die, weil darüber auswärtig und im öffentlichen Drucke gespottet wird, vielmehr Schaden als Nutzen stiften.“ Die tieferen Ursachen für die Gleichgültigkeit in Religionssachen und den zunehmenden Unglauben glaubt Herder darin zu sehen, „daß viele der oberen Stände, zu welchen wir überhaupt alle Obrigkeiten, Vorgesetzte, Leute von Rang, Stand und Ansehen rechnen, dem öffentlichen Bekenntnis der Religion ganz entsagt haben.“ Zum andern weist Herder darauf hin, daß „Luxus und Dürftigkeit, Geldvertun, Leichtfertigkeit und Bettelfamilien“ gleichzeitig nebeneinander im Staate existieren, und daß „zur Beibehaltung der alten Redlichkeit in Religionssachen also auch der alte honette Wohlstand

⁸ Vollständig abgedruckt in „Herders Sämtliche Werke“, Suphan, Band 31.

zu wünschen und (vom Staat) zu befördern sey.“ In einem Zusatz, nicht mehr zum eigentlichen Gutachten gehörig, schlug Herder dem Herzog vor, an die Gesamt-Academie die Mahnung zur Vorsicht zu richten, oder auch einen oder den andern der „vorzüglichsten Professoren“ kommen zu lassen und in „aller Bescheidenheit und Sanftmut“ mit ihm das Übel zu besprechen.

Auf Grund dieses Gutachtens traf das Herzogliche Kabinet, mit Goethe als Mitglied, seine Entscheidung. In der „Substanz eines voti communis“⁹ wurde angenommen, daß das Weimarische Konsistorium zu wenig gesagt habe, das Eisenachsche zu weit gegangen sei, indem es „unerwiesene Beschuldigungen für ausgemacht angenommen“ und auch solche Gegenmittel vorgeschlagen habe, die der Akademie leicht Schaden bringen könnten. Der Denk- oder Gewissensfreiheit sollte nicht zu nahe getreten werden, die Jenaer Professoren aber auf ihren dem Herzog geleisteten Professoren- und Fakultätseid aufmerksam gemacht werden. Als dem Herzog dieses votum vorgelegt wurde, machte er folgenden Zusatz: „Note: Dieses votum ist bei der Relation ex actis Serenissimo unterthänigst vorgetragen, von Höchstdemselben aber darauf resolviert worden, daß sämtliche Schreiben, Berichte und Akten einweilen beigelegt werden sollen.“ Und dabei blieb es auch. Der Herzog von Meiningen erhielt keine Abschrift von diesem Beschluß und die Jenaer Professoren wurden nicht – auch selbst nicht in „aller Bescheidenheit und Sanftmut“ – verwarndt.

Glaubte man hiermit den Atheismusstreit beigelegt zu haben, so brach er wenige Monate später von neuem und um so heftiger wieder aus. Ostern 1794 geschah das, was Goethe später als „Kühnheit, ja Verwegenheit“ bezeichnete:¹⁰ Fichte wurde trotz der Warnung Goethes als Nachfolger des nach Kiel berufenen Philosophen Reinhold nach Jena berufen. Das Verhältnis zwischen Goethe und Fichte war anfangs ein formell freundliches, von Goethes Seite abwartendes. „Ferner zeigt sich Goethe fortdauernd als mein warmer Freund, nicht weniger Wieland,“ schreibt Fichte am 14. Juni 1794 an seine Frau in Zürich.¹¹ Der erste Brief Fichtes an Goethe trägt das Datum: 1794 Juni 21 und war dem ersten Bogen der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“, die Fichte als Handschrift für seine Zuhörer herauszugeben begonnen hatte, beigelegt. Goethe antwortete am 24. Juni: „Für den übersendeten ersten Bogen der Wissenschaftslehre danke ich zum Besten . . . Nach meiner Überzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu seyn scheint dem menschlichen Geschlecht eine unschätzbare Wohltat erweisen. Was mich betrifft werde ich Ihnen den größten Dank schuldig seyn wenn Sie

⁹ Vollständig abgedruckt bei Reichlin-Meldegg.

¹⁰ „Nach Reinholds Abgang . . . , war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte.“ *Tag- und Jahreshefte*, für 1794.

¹¹ *Fichtes Briefwechsel*, Hans Schulz, I, 375.

mich endlich mit den Philosophen versöhnen die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte. Ich erwarte mit Verlangen die weitere Fortsetzung Ihrer Arbeit . . . und hoffe mit Ihnen über verschiedene Gegenstände zu sprechen deren Bearbeitung ich aufschiebe biß ich deutlich einsehe wie sich dasjenige was ich zu leisten mir nicht zutraue an dasjenige anschließt was wir von Ihnen zu hoffen haben.“¹²

Auch mit Schiller kam sehr schnell Freundschaft und Interessengemeinschaft zustande. Schiller hatte den Plan zu seinen „Horen“ gefaßt, für die er alle Schriftsteller zu vereinigen suchte, „die in irgendeinem Theile der Wissenschaft und Kunst eine selbständige Richtung genommen.“ Auch Fichte sagte seine Mitwirkung zu, und gleich das erste Heft enthielt, neben Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ und Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, einen Aufsatz von Fichte „Über Erhöhung und Belebung des reinen Interesse für Wahrheit“. So ging die Universität Jena mit ihrem frischen geistigen Leben ihrer Blüte entgegen, deren Goethe in den Annalen zum Jahre 1797 mit innerer Genugtuung gedenkt: „Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten und lebhaftesten Schilderung wert.“

Aber sehr bald trat das ein, was Goethe bei der Berufung Fichtes vorausgesehen hatte. Schon mit seinen ersten öffentlichen Vorlesungen über „Die Bestimmung des Gelehrten“ stieß Fichte auf Widerstand und forderte die Kritik der Studenten, seiner Kollegen und der öffentlichen Meinung heraus. In einem Briefe an Goethe vom 24. Juni 1794 muß er „um Schutz und Ruhe zu Jena“ bitten: „Man meldet mir von Weimar aus, es würden daselbst Schändlichkeiten herumgetragen, die ich in meinen Vorlesungen vorgetragen haben soll. Meine Lage sey gefährlich, es sey von einer gewissen Klasse eine förmliche Verbindung gegen mich geschlossen, — kurz, ich könne abgesetzt seyn, ehe ich mir's versähe. . . . An meinen Vorlesungen kann ich nichts ändern; und werden sie nicht gebilligt, so müssen sie mir überhaupt öffentlich untersagt werden. Ich soll, und werde sagen, was ich nach meiner besten Untersuchung für wahr halte. . . . Ich erwarte Schutz und Ruhe zu Jena, und bitte darüber um das Wort des biederer Fürsten.“

In seinem zweiten, dem Wintersemester 1794/95 geriet Fichte mit der kirchlichen Landesbehörde in Konflikt, weil er für eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über Moral eine Sonntagvormittagstunde von 9 bis 10 angesetzt hatte. Schon vorsichtiger geworden, hatte er vorher bei seinem älteren und erfahreneren Kollegen, Professor Schütz, angefragt: „ob man aus einem Gesetz, oder aus einem Vorwande eines Gesetzes mir lästig fallen könnte, wenn ich mein Publikum Sonntags läse?“ und hatte die Antwort erhalten: „Es kann schlechterdings nichts gesetz-

¹² *ibid.*, 378.

widriges dabey seyn, wenn Sie Ihre Vorlesungen nur nicht in die Stunde des öffentl. Gottesdienstes verlegen . . . erlaubt man am Sonntag Komödie, warum nicht auch moralische Vorlesungen?“ Unerwartet erfuhr Fichte die gehässigste Anklage, nicht soviel wegen der Tatsache des Sonntags-Lesens, sondern „wegen der Absicht dabei“. Das Konsistorium in Jena beschuldigte ihn bei der Landesbehörde als verdächtig, „durch jene Vorlesungen die zeitherige gottesdienstliche Verfassung untergraben zu wollen,“ und das Oberkonsistorium, eine Behörde, zu der auch Herder gehörte, trat auf den bloßen Bericht hin dieser Behauptung in allem bei, mit dem bestätigenden Zusatz, daß es „allerdings scheine, daß dies Unternehmen ein intendierter Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienst sei.“¹³

Wieder muß Fichte „um Schutz und Ruhe zu Jena“ bitten, diesmal in einem Briefe an Geheimrat Voigt vom 19. November. Er bittet um eine Anweisung, ob am Sonntag gelesen werden darf oder nicht: „Der nie gebeten, bittet, und soviel ich einsehe, um Gerechtigkeit. In den Wochentagen sind die Stunden so besetzt, daß man uns armen Nicht-Senatoren verbietet, die nötigen Privata zu lesen . . . Menschen, die nie bekannt waren, viel Religion zu besitzen, schreien über den „Sabbath-schänder“ hetzen die Bürgerschaft und die Geistlichkeit auf mich. Es ist kein Gesetz da (das das Lesen am Sonntag verbietet), so bitte ich binnen hier und Sonntag um ein Gesetz . . . Sollte bis Sonntag ein solcher Befehl nicht auf eine mich überzeugende Art ankommen, so lese ich ohne Zweifel und mache Anspruch auf Schutz in diesem Vorhaben.“¹⁴

Wie aus einem Antwortschreiben von Voigt an Fichte vom 19. November hervorgeht, sandte Voigt Fichtes Brief zur Erledigung an Goethe weiter, der zusammen mit dem Herzog in den folgenden Tagen in Jena erwartet wurde: „Ihren Brief an den Hn. G. R. v. Goethe gesandt, um dem Herzog daraus Vortrag zu thun, und etwas zu Ihrer Beruhigung zu vermitteln und auszuwirken.“ Goethe vermittelte im Interesse Fichtes, und Fichte erhielt die Erlaubnis, sein Publikum am Sonntag fortsetzen zu dürfen, aber nicht während der Stunden des öffentlichen Gottesdienstes.¹⁵

Kaum schien dieser Zwischenfall durch das Eingreifen des Herzogs und Goethes erledigt zu sein, als Fichte gerade in diesen öffentlichen

¹³ Ein viel gelesenes politisches Blatt, welches als ein entschiedener „Kämpfer für Thron und Altar“ zwar sehr geteilten Beifall, aber desto größeren Einfluß bei höheren Ständen und Personen hatte, „Eudämonia“, nahm Stellung, beschuldigte Fichte des Atheismus und behauptete, „daß die Weltverwirrer durch den Professor Fichte in Jena auf den öffentlichen Gottesdienst der Christen einen förmlichen Angriff zu thun und ihn durch Aufrichtung eines Vernunftsgötzendienstes zu stören sich erfrecht hätten.“ J. G. Fichte, *Leben und literarischer Briefwechsel*, von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte. Bd. 2, Heft 1.

¹⁴ *Fichtes Briefwechsel*, Hans Schulz, I, 409.

¹⁵ Das herzogliche Entscheidungsdekret an den akademischen Senat enthält den Satz: „Wir haben Uns gern davon überzeugt, daß wenn dessen (Fichtes) moralische Vorlesungen dem . . . eingeleiteten trefflichen Aufsatz gleichen, sie von vorzüglichem Nutzen sein können.“

Vorlesungen „Über die Bestimmung des Gelehrten“ aufs neue Ursache zu Klagen gab und die öffentliche Meinung gegen sich erregte. In seinen Vorlesungen hatte Fichte das wüste, in allerlei „Orden“ organisierte Studentenleben scharf angegriffen, mit der Wirkung, daß die Orden gutwillig sich aufzulösen beschlossen. Dann aber als Fichte seine Behandlung dieser Angelegenheit aus einer moralischen zu einer amtlichen und sich selber gleichsam zum Vermittler zwischen Behörde und Studentenschaft machen zu müssen geglaubt hatte, waren die Studenten zu unrecht gegen ihn mißtrauisch geworden. Es war zu schweren Störungen in seinem Kolleg, zu einem Überfall auf sein Haus, zu Beleidigungen seiner Frau gekommen, bis Fichte für das Sommersemester 1795 Jena verließ.¹⁶ Rückblickend erinnert sich später Goethe dieser Ereignisse und trägt in seinen „Tag- und Jahresheften“ für das Jahr 1795 ein: „Fichtes Absicht Sonntags zu lesen . . . mußte den Widerstand seiner Kollegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studentenhaufen vors Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf: die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nicht-Ich überzeugt zu werden.“ Doch scheinen die Vorfälle in Jena das freundschaftliche – oder zumindestens die äußeren Formen wahrende – Verhältnis zwischen Goethe und Fichte nicht beeinträchtigt zu haben, denn Fichte berichtet von Ossmannstädt, einem kleinen Ort bei Weimar, wo er sich den Sommer über aufhielt, über einen Besuch in Weimar (Brief nicht datiert): „Ich bin vorige Woche in Weimar gewesen; Herdern sprach ich. Er war sehr artig, und redete mir sehr zu, nach Jena zurückzugehen. Es wurde über meine Angelegenheit mit den Ordens gesprochen. Er äußerte den Gedanken, dessen erster Urheber wohl Goethe seyn mag, man müßte diese Dinge ruhen lassen, und nicht regen . . . Goethe gesprochen. Er war die Artigkeit, die Freude, mich zu sehen, die Freundschaft selbst; er bezeugte mir ungemeine Achtung. Wir sprachen Philosophie. „Er hoffe, wenn wir einander in der Nähe blieben, aus diesen, den philosophischen Dingen, noch sehr viel mit mir zu sprechen,“ sagte er etlichemal.“¹⁷

Im Herbst mit Beginn des Wintersemesters kehrte Fichte nach Jena zurück. Er war vorsichtiger geworden und gab während der folgenden beiden Jahre keinen Anlaß zu Kritik. Nur mit Schiller kam er vorübergehend in eine Meinungsverschiedenheit. Fichte sandte an Schiller als einen weiteren Beitrag zu den *Horen* die ersten Bogen „Briefe über Geist und Buchstaben in der Philosophie“.¹⁸ Schiller glaubte in dem ihm zugesandten ersten Teil eine Nachahmung, wenn nicht noch schlimmer,

¹⁶ „Zucht und Sitte waren unter den Studierenden zu Jena in den äußersten Verfall gerathen; ich suchte etwas für ihre Herstellung zu thun; ich wurde nicht unterstützt, und alles, dem an die Fortdauer der Barbarei liegt, fiel über mich. Da ich dafür halte, daß ein ehrlicher Mann gewisse Dinge gar nicht ertragen dürfe, so habe ich mich, vor der Hand für diesen Sommer, auf das Land zurückgezogen; ob man etwa indessen in Jena solche Anstalten treffen möchte, daß ein Ehrliebender ohne Schande daselbst leben könne.“ (Fichte an Lavater, 8. Mai 1795)

¹⁷ *Fichtes Briefwechsel*, Hans Schulz, I, S. 464.

¹⁸ Erschienen später in *Fichtes Philosophisches Journal*. Werke VIII, 270 ff.

eine Parodie seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ zu sehen und forderte sogleich, fast gebieterisch, Änderungen der so gedeuteten Stellen und eine völlige Umarbeitung des ersten Bogens. Fichte unterließ nicht, durch Darlegung des Planes der Gesamtarbeit, sich bei Schiller zu verteidigen, und erhielt von Schiller eine Entschuldigung. Schiller schrieb am 6. Juli über diesen Vorfall an Goethe: „Von Fichte habe ich einen Brief erhalten, worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm gethan, sehr lebhaft demonstriert, dabei aber sehr bemüht ist, nicht mit mir zu brechen. Bei aller nicht unterdrückten Empfindsamkeit, hat er sich sehr zu mäßigen gewußt und ist bemüht, den Raisonablen zu spielen.“ Goethe antwortete darauf: „Mir war sehr lieb zu vernehmen, daß das ossmannstädter Ich sich zusammengenommen hat und daß auf Ihre Erklärung kein Bruch erfolgt ist. Vielleicht lernt er nach und nach Widerspruch ertragen.“

Dieses Verhältnis des Wohlwollens und des Vertrauens zwischen Goethe und Fichte trübte sich im Herbst des Jahres 1798, als gegen Fichte erneut Anklagen erhoben wurden, in Wort und Schrift atheistische Grundsätze zu vertreten und durch die Art und Weise, wie Fichte sich in diesem neu ausgebrochenen Atheismusstreit der Weimarer Regierung gegenüber verteidigte. Es war Goethe, welcher der schwankenden Regierung gegenüber auf Fichtes Entlassung bestand. „Ich würde gegen meinen eigenen Sohn votieren, wenn er sich eine solche Sprache gegen ein Gouvernement erlaubte.“¹⁹ Dies Verhalten Goethes entsprach seiner gesamten monarchisch-konservativen Denkart, wenn Staat und staatliche Obrigkeit inbetracht kamen, dazu kam noch seine in diesen Jahren besonders gegen alles Revolutionäre, „Anarchische“, doppelt erbitterte Stimmung. Wie hätte Goethe in Fichtes Entschiedenheit etwas anderes erblicken können, als die trotzigte Anmaßung eines „Untertanten“ gegen seine Regierung. Sicherlich gab er jenes Votum mit innerem Widerstreben, denn im gleichen Zusammenhang sagt er: „Es tut mir immer leid,

¹⁹ „Was Fichte betrifft, so tut mirs immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und seine törrige Anmaßung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund nicht wieder finden wird . . . Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich selbst fürchte, für sich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage muß ihm zu seinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit hinzufügen. . . . Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votieren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte.“ (Brief an Schlosser, 30. August 1799)

„Daß Fichte von Jena abgegangen ist, werden Sie schon wissen. Erst machten sie im Philosophischen Journal einen albernsten Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem hergebrachten Sprachgebrauch atheistisch genug war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte, wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement, und so erhielt er seinen Abschied.“ (Brief an Wilhelm v. Humboldt, 16. September 1799)

„Die Unbequemlichkeiten, Verlegenheiten und Beschwerneisse, die Fichte während seiner Lehrtätigkeit dem Hofe in Weimar bereitet hatte, mußten zu diesem Ende führen, und es war Goethe, der bei dem Schwanken der andern Räte, namentlich des Geheimrat Voigt, die Maßregel durchsetzte, Fichte die Demission zu erteilen und ihm den „Rath des Wanderns zu geben“. (*Fichtes Leben und lit. Briefwechsel*, von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte, I, S. 288)

daß wir ihn verlieren mußten . . . er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe.“

Fichte hatte in dem von ihm und Niethammer herausgegebenen „Philosophischen Journal“ einen Aufsatz des Saalfelder Konrektors Forberg über „Die Entwicklung des Begriffs Religion“ veröffentlicht, in welchem Forberg auf der Basis Kantscher Grundsätze nachzuweisen suchte, daß Religion dasselbe sei wie sittliche Überzeugung, verbunden mit moralischem Lebenswandel. Fichte stimmte mit dieser Ansicht durchaus nicht überein und hatte die seinige als Korrektiv in dem gleichzeitig veröffentlichten Aufsatz „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ veröffentlicht. Trotzdem wurde sofort erneut gegen Fichte die Anklage des Atheismus erhoben. Die kursächsische Regierung, eine der Miterhalterin der Universität Jena, mischte sich diesmal ein und drohte mit dem Verbot der Universität, daß, wenn „die Verfasser und Herausgeber solcher Aufsätze“, die „Urheber solchen Unwesens“ nicht „ernstlich gestraft würden“, sie, die kursächsische Regierung, „ihren Landeskindern den Besuch der Universität Jena untersagen müsse.“²⁰ Der Herzog und das Weimarer Kabinet mußten Stellung nehmen und planten die Angelegenheit durch einen „Verweis“, aber ohne Eingriff in die Lehrfreiheit aus der Welt zu schaffen, Fichte aber, in seiner heftigen Art, erließ sofort eine Gegenschrift,²¹ appellierte an das Publikum, an die Studentenschaft und drohte mit seinem Weggang von Jena. Das Ende des Streites war, daß Fichte Jena verlassen mußte. Rückerinnernd berichtet Goethe in seinem „Tag- und Jahresheft“ für das Jahr 1903: „Fichte hatte in seinem Philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien. Er ward in Anspruch genommen; seine Verteidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei . . . Das Hin- und Widerreden wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie ineinander; man sprach von einem ministeriellen Vorbehalt, von nichts geringerem als einer Art Verweis, dessen sich Fichte zu gewärtigen hätte. Hierüber außer Fassung, hielt er sich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen,²² worin er erklärte, er werde dergleichen niemals dul-

²⁰ Es war bekannt, daß an der kursächsischen Landesuniversität Leipzig der Kantianer Heidenreich den „skeptischen Atheismus“, den Fichte in seiner Abhandlung bekämpfte, unangefochten lehren durfte.

²¹ „Ich höre, daß in Chursachsen einige Hefte unseres Philosophischen Journals confiscirt werden sollen, unter dem Vorwande, daß der Atheismus klar gepredigt würde. Diesen Vorwurf nicht mit Stillschweigen zu übergehen, erfordert Pflicht und Klugheit. Ich denke daher eine kleine Flugschrift zu verfertigen, und so schnell als möglich, ausgehen zu lassen, in welcher ich mich über diesen Vorwurf geradezu an die deutsche Nation (wenn wir eine haben) wende.“ (Brief an Gabler, 10. Dezember 1798)

²² Das „heftige Schreiben“ – ein Brief Fichtes an Geheimrat Voigt vom 22. März 1799, in dem Fichte erklärte, daß er bei einem öffentlichen, seiner Ehre nachteiligen Verweise seine Stelle niederlegen werde – war von Fichte, wie er in seinen weiteren Briefen wiederholt betont, als Privatschreiben an Voigt gedacht ge-

den, er werde lieber ohne weiteres von der Akademie abziehen . . . Hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu erteilen²³ . . . Doch hatte sich eine heimliche Unlust aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umtat und zuletzt Hufeland, der Jurist, nach Ingolstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten. Nach allem diesen vernahmen wir im August, die so hoch geschätzte Literatur-Zeitung²⁴ solle auch von Jena weg nach Halle gebracht werden . . . Die Sache war von der größten Bedeutung, und es ist nicht zuviel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung.“

* * * * *

Daß die Gründe, welche die wiederholten Angriffe auf Fichte hervorriefen, weit mehr politischer und kirchlicher als wissenschaftlicher Natur waren und im Grunde genommen seiner Person und seiner Wirksamkeit in Jena galten, unterliegt keinem Zweifel. Auf Fichte hatten sich, wenn man den gesamten Verlauf des Atheismusstreits in Jena überblickt, die Konflikte gehäuft, welche damals die gebildete Welt im geheimen, aber darum nicht weniger tief oder unversöhnlich, entzweite — an Fichte kamen sie zum Ausbruch. Fichtes energische, durch Widerstand nur wachsende Persönlichkeit tat oder bekannte sich laut zu dem, was andere dachten, aber klug „mit tiefstem Stillschweigen“ bedeckten.

wesen. Unerwartet wurde diesem „Privatschreiben“ von der Regierung der Charakter „als zu den Akten gehörig“ und „an das Ministerium gerichtet“ gegeben. — „Hier hat also persönlicher Unwille die Entscheidung gefaßt und Goethes oben angeführte Worte geben uns hierüber den Aufschluß“ schreibt Fichtes Sohn Immanuel Hermann Fichte in *J. G. Fichtes Leben und lit. Briefwechsel*, I, 303.

²³ Wie Fichte seine Entlassung aufgenommen hat, geht aus einem Brief vom 20. August 1799 an seine Frau hervor: „Siehe meine gute, ich sehe die Sache so an: Daß ich keinen Verweis haben wollte, und mit dem Abschied drohte, war ganz recht, und meine Sache; es reut mich nicht im geringsten, und ich würde dasselbe in demselben Falle wiederholen; daß sie die Demission annahm, ist ihre Sache. Daß sie dabei die Form nicht ganz beobachteten, gleichfalls die ihrige, nicht meine. Ich zürne nicht auf sie: denn ich habe meinen Willen. Ich wollte keinen Verweis, und ich habe keinen. Dieser Abschied wird mich nicht unglücklich machen.“

Über seine Entlassung schreibt Fichte an Jacobi, 22. April 1799: „Ich habe meine Lehrstelle nicht mehr; diejenigen welche mein Schicksal entschieden, sagen, daß ich sie selbst aufgegeben: ich aber sage, daß man sie mir durch eine unwürdige List genommen. Mich von diesem einflußreichen Platz wegzubringen, daran hatten die Freunde der Finsternis und der Willkühr schon längst alle ihre Kräfte gesetzt. . . . Meine Lehre zum Vorwande zu nehmen, schämte man sich; und man protestiert auch noch jetzt feierlich dagegen, daß diese einen Einfluß auf die genomme Entschliebung gehabt. Dagegen mißbrauchte man lieber mein Vertrauen machte einen Privatbrief zu einem Aktenstück, und ließ diesen Brief sagen, was man wünschte, daß er gesagt hätte.“

²⁴ Professor Schütze, der Herausgeber der in der ganzen Gelehrtenwelt hochangesehenen „Allgemeinen Literaturzeitung“, verließ ebenfalls Jena und nahm einen Ruf nach Halle an. (Jena verlor auch den Theologen Griesbach). Die Zeitschrift hatte nicht wenig zu Jenas Bedeutung beigetragen und den Jenenser Professoren ideelle und auch materielle Vorteile geboten. Sofort suchte Goethe Ersatz zu schaffen und gründete die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“. Goethe selber redigierte die ersten Nummern des Blattes, bis der Professor der Alten Sprachen und Oberbibliothekar Eichstädt die Leitung übernahm.

Selbst in dem aufgeklärten Weimar verdachte man es ihm, sich überhaupt nur „über Gott und göttliche Dinge“ geäußert zu haben, „über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet.“ Alles Kirchliche umgab nur noch, wie ein lockeres Band oder eine bedeutungslose Form, ohne tiefere Wirkung das Leben der gebildeten Welt der damaligen Zeit, wie es Herder in seinem „Gutachten“ betont, wenn er von „der überhandnehmenden frechen Denkart der Zeit“ und von der „Gleichgültigkeit in Religionssachen und dem zunehmenden Unglauben der oberen Stände und den Leuten von Rang und Stand“ spricht. Jenseits des Rheins hatte man das Christentum abgeschafft und den Dienst der Vernunft dafür eingeführt; aber auch diesseits des Rheins glaubte man sich hinreichend vernünftig und gesittet, um der Kirche entbehren zu können. Es ist daher verständlich, wenn streng kirchliche Kreise überempfindlich wurden und ihre Vertreter sofort jeden beschuldigten, Atheist zu sein und Atheismus zu predigen, der in Wort oder Schrift auch selbst nur im geringsten von der hergebrachten Auffassung über Religion und religiöse Dinge abzuweichen wagte oder, wie es in Jena geschah, Kantische Grundsätze lehrte.

Noch entschiedener galt Fichte als Vertreter einer politischen Opposition. Er hatte im Jahre 1793 seine „Beiträge zur Berichtigung des Urteils des Publikums über die Französische Revolution“ herausgegeben, wo er in der Einleitung den „erschreckenden Gedanken“ untersucht: „Unter welchen Bedingungen dem Volke das Recht einer Revolution erwachse.“ In politischen und regierenden Kreisen hatte er durch die Art der Behandlung dieses Themas für immer, und den Grundsätzen nach, mit der auf Tradition und Geschichte gegründeten Fürstengewalt gebrochen und war in eine Parteistellung hineingedrängt worden, in der alles, was er in der Folgezeit in Jena unternahm oder unterließ, ihm als Resultat weiterer Pläne und geheimer Absichten ausgelegt wurde. Seine „demokratische Phantasie“ oder „Phantasterei“, wie Goethe es nannte, hing ihm immer an. Goethe war anerkannterweise, seiner Lebensstellung und Individualität nach, ein Gegner der Französischen Revolution in allen ihren Phasen und Einwirkungen, wie er überhaupt jeder Erregung abgewandt war, besonders wenn sie von unten kam und das ganze Volk ergriff. Ehrfurcht vor dem Bestehenden, dem aus Tradition und Geschichte hervorgewachsenen, durch Alter geheiligten, Respekt vor Ruhe und Ordnung und Treue seinem Herzog gegenüber, mit dem ihn innige Freundschaft verband, mußten Goethe mit Fichte in Gegensatz bringen, besonders da dieser dem Hofe zu Weimar durch sein Verhalten und seine Lehre dauernd „Unbequemlichkeiten, Verlegenheiten und Beschwerden“ bereitete und dadurch Weimar mit andern mächtigen Nachbarhöfen zu entziehen drohte. So mußte sich Fichte nach seiner Gesinnung und durch seine politisch-literarische Association als den politischen Gegner Goethes, dieser sich als den seinigen betrachten, ein Verhältnis, welches trotz aller die Formen wahren Höflichkeit und trotz gegen-

seitigem Respekt vor Größe und Gelehrsamkeit, doch gegenseitiges Vertrauen und volle zusammenwirkende Anerkennung ausschloß. Auch Fichtes persönliches Auftreten und seine Art, den Lehr- und Philosophenberuf aufzufassen, mußten Goethe abstoßen. Fichtes Art zu wirken hatte etwas Gewaltsames. Ein gewisser Pathos der Idee, das sich seinen wissenschaftlichen sowohl wie seinen politischen Idealen zugesellte, führte ihn immer dahin, daß er seine Ziele auf dem geraden und kürzesten Wege zu erreichen trachtete. Und wenn ihm etwas hindernd in den Weg trat, dann wurde seine Unbeugsamkeit zur Schroffheit. Dadurch geriet er dauernd in Konflikt mit Leuten, mit denen er zu tun hatte und auch selbst mit solchen, die es im Grunde gut mit ihm meinten. Alles dieses machte es Goethe schwer für Fichte in einer Weise einzutreten, daß es der Anerkennung entsprochen hätte, die er dessen geistiger Kraft und wissenschaftlichen Leistung entgegenbrachte. So war es kein freiwilliges Interesse, das auf Übereinstimmung und Vertrauen beruhte oder ein solches hätte hervorbringen können, was diese beiden Männer verband, und so ließ Goethe Fichte fallen, als die Zeit der Entscheidung gekommen war. Die unabhängige Stellung, welche Fichte sich an der Universität und dem Weimarer Kabinett gegenüber zu geben als berechtigt fand, das innere daraus allmählich hervorwachsende Mißverständnis und Mißtrauen, und endlich zwei in ihren Grundanschauungen entgegengesetzte starke Persönlichkeiten, das war es, was die Katastrophe — äußerlich vielleicht sehr leicht zu vermeiden, innerlich aber fast unabwendbar — herbeiführte und zu Fichtes Entlassung in Jena führte.



GOETHE'S FAITH AND FAUST'S REDEMPTION

WALTER A. KAUFMANN
Princeton University

The end of Goethe's *Faust* has always aroused special interest. It is fraught with difficulties of interpretation, which were to some extent deliberately contrived by the poet,¹ but no line-for-line exegesis will be attempted here. The present essay aims rather to throw light on the overall significance of Faust's redemption and its relation to Goethe's own remarkable faith.

The religious setting of the last scene poses the first great problem. For Goethe had often pictured himself as a pagan; his earlier dramas, epics, lyrics, ballads, and elegies — and the conception of Mephistopheles in *Faust* itself — were not informed by any great reverence for Christian traditions; and in his Venetian Epigrams, as well as many of his conversations and letters, he actually referred to Christian symbols with the utmost disparagement. His last letters to his friend Zelter alone — intended for publication by Goethe himself² — would be sufficient to prove that the end of *Faust* does not represent the poet's renunciation of his previous "paganism" or a *rapprochement* to a Catholic version of Christianity comparable to Novalis' later poems, F. Schlegel's conversion, or perhaps Wagner's *Parsifal*. Thus Goethe refers to the cross as "the painful torture wood, the most disgusting thing under the sun [which] no reasonable human being should strive to exhume" (June 9, 1831); and in another passage, which is no less representative and could easily be amplified by others, he explicitly scorns Schlegel's conversion: "Friedrich Schlegel suffocated in the end of his rumination [*Wiederkäuen*] of ethical and religious absurdities . . . he fled into Catholicism . . ." (Oct. 20, 1831). Such utterances from the poet who had just completed *Faust* have made some critics wonder whether his creation of the medieval heaven of the last scene was not a hyperbolic blasphemy — the more so, seeing that the poet had no sooner completed this scene than he turned to writing the fourth act which ends with a spiteful and sarcastic treatment of the Catholic Church. Any such criticism of the conclusion, however, seems as wide of the mark as the opposite suggestion that it represents an obeisance to traditional religion; for Goethe was certainly in earnest. Swedenborgianism, finally, while providing the poet with some of the mystifying symbolism of the last scene, was of course not accepted by him either:³ his faith, as we shall see, was different.

¹ Cf. the letters to H. Meyer, July 20, 1831, and to Zelter, June 1, 1831: ". . . wrap a few mantle folds around the finished product that it may altogether remain an evident riddle, delight men on and on, and give them something to work on." All translations in this article are the author's.

² Cf. the letters of Oct. 31 and Nov. 23, 1831, and Jan. 3, 1832.

In a letter to Zelter (Aug. 4, 1803), Goethe wrote:

"One does not get to know works of nature and art when they are finished; one must catch them in their genesis to comprehend them in some measure.⁴

We shall take our clue from this observation, but can confine ourselves to a few pertinent aspects of the development of Goethe's conception of *Faust*.

The fact that he worked on this drama during a period of sixty years does not prove, as is sometimes supposed, that its hero represents the poet's conception of himself. Faust's redemption is not a dramatization of Goethe's confidence in his own ultimate salvation by grace. And it is significant that Goethe's attitude toward both the play and its hero was marked by a striking ambivalence, and that, in one important work after another, he projected himself into radically un-Faustian lines and characters. Wilhelm Meister, who occupied him almost as long as Faust, is the most important among these; while Egmont, though certainly no faithful self-portrait, is the quintessence of Goethe's un-Faustian traits:

"That I am gay and take things lightly, that is my good fortune . . . Do I live but to think about life? Should I rather not enjoy the present moment . . . ?"

"And if I were a somnambulist and walked on a ridgepole, would it be friendly to call me by my name to warn me, and thus to awaken and kill me? Let every one go his own way and take care of himself."

These central passages explain why, when Oranien wisely leaves, Egmont stays behind and falls victim to the plot which Oranien had foreseen.⁵ And while Egmont's naive way of living and delighting in the present moment cannot be attributed to Goethe, Faust's scorn of the here and now should not be ascribed to him either.

Although begun earlier than *Egmont*, *Faust* was not finished until more than forty years later; and within limits we can distinguish the reasons for the delay of the first and second part. The Faust of Part I

³ The more than 150 volumes of Goethe's writings, letters, and conversations contain hardly any references to Swedenborg. A few times, Goethe uses the picture of the spirits' entering the seer (cf. *Faust*, 11906 ff.), and in a late "confession" he compares S's activities to Cagliostro's "juggleries" and concludes: "a certain superstitious belief in demonic men will never cease, and . . . the problematically true, which we respect alone in theory, can in its execution be coupled most comfortably with lies." (*Werke*, A. 1. H., XXXI, 229)

⁴ This is the motto of Pniower's *Goethes Faust: Zeugnisse und Excurse zu seiner Entstehungsgeschichte* (1899) to which I am indebted. Cf. also Gräf, *Goethe über seine Dichtungen: Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke*, IV (1904), 1-608.

⁵ Incidentally, the old Goethe concluded the last book of his autobiography (completed after the conclusion of *Faust*) with a quotation from this same scene: ". . . as if whipped by invisible spirits, the sun steeds of time run away with the light chariot of our destiny, and nothing remains to us but to hold on to the reins with calm courage, steering the wheels, now right, now left, from the stone here and the abyss there. Whither it goes — who knows? One hardly remembers whence one came."

was, at first, a projection of the poet who, as usual, let both of his male leads impersonate important facets of his own character. Thus Faust and Mephistopheles correspond to Tasso and Antonio. Faust represents the young poet's profound storm and stress, while Mephistopheles reminds us continually that this style and outlook never possessed Goethe completely.⁶ That was the conception of the *Urfaust* (before 1775) — a dramatic attempt which had no peer in German dramatic literature up to that time, but was nevertheless held back by the poet, not to be discovered and published until 1887. Why was it withheld, and why only a portion polished for publication as "A Fragment" even in 1790? And why was *Faust I* not published until 1808, three years after the death of Schiller, who had ever insisted that *Faust* was a masterpiece and must be completed and published?

Faust's very excellence and dramatic power may have been partly responsible. Goethe's first great literary success — *Werther*, which inspired a wave of suicides — had taught him that a great work of art is dynamite, and he prefaced later editions: "Be a man and do not follow me." Tasso, the "intensified Werther," needed no such introduction: clearly, he was an exaggerated projection of only part of the poet and cried out to be united in one personality with Antonio. Faust, however, had come to life like Werther and gained an independent existence of his own. The presence of Mephistopheles became insufficient to suggest the crucial difference between the poet and his creature — or to counteract the intoxicating effects of Faust on the people who were soon to hail him as the incarnation of their national character.

Then around the turn of the century, Goethe conceived the Prologue in Heaven. Instead of raising the curtain on Faust's Gothic study, he introduced Faust indirectly through the Lord's conversation with Mephistopheles, modelled after the Book of Job. Mephistopheles' irreverence rules out any suggestion that the scene might represent a religious obeisance, but the Prologue is poetically grandiose and succeeds in dissociating Goethe from Faust. Yet even *Faust I* was not published for another decade. This delay must be understood in terms of Goethe's "classical" outlook. The author of *Tasso* and *Iphigenie* had just concluded *Wilhelm Meisters Lehrjahre* with admonitions which sound like deliberate anti-theses to *Fausts*: "Wherever you may be . . . , work as best you can . . . and let the present be a cause of good cheer to you"; "Man cannot be happy until his unconditional striving limits itself"; and "Whoever wants to do or enjoy all and everything in its whole humanity, whoever wants to combine all . . . to such a kind of enjoyment, will only spend his time with an eternally dissatisfied striving."⁷ These last lines, of course, refer specifically to Faust's outcry:

⁶ Cf. Eckermann, May 3, 1827, and Pniower, No. 464.

⁷ Book 7.8; 8.5; and 8.7. The word rendered as "humanity" in the last quotation and as "mankind" in the following one, from *Faust*, is the same: *Menschheit*.

"You hear, I do not care for happiness.
 "For rapture I shall live, enjoying agony,
 "For loving hate, chagrin that quickens me.
 "Cured from the craving to know all, my mind
 "Shall nevermore be closed to any dole,
 "And what is portioned out to all mankind,
 "I shall enjoy deep in my inmost soul,
 "Grasp with my spirit the most high and low,
 "Pile on my bosom all their weal and woe,
 "And so to mankind's soul my soul extend,
 "Till I, as they, must perish in the end." (lines 1765 ff.)

Goethe must have felt how ineffective the dry antitheses of *Meister* were, compared to such intoxicating lines; and by now he was loath to be identified not only with Faust, but with the drama itself. Thus he writes, Christmas 1797, that he is "at the moment infinitely far removed from such pure and noble subjects [as Laokoon], insofar as I wish to conclude my *Faust*, and renounce at the same time all nordic barbarism."⁸ To Schiller, too, he refers to the "nordic nature" of his "barbarous production" (Apr. 28, 1798); and in yet another letter (Jan. 2, 1799) he calls it a "*Hexenprodukt*." Finally, (according to Pniower, in 1800), he takes leave of *Faust* with a poem, *Abschied*, of which the first stanza may here be cited:

"Completed lies now my dramatic dirge,
 "Which I concluded in the end with fright,
 "No longer moved by man's tumultuous urge,
 "No longer by the power of the night.
 "Who likes depicting the chaotic surge
 "Of feeling, when he has emerged to light?
 "And thus be closed, with all its sorceries,
 "This narrow circle of barbarities."

Then, instead of preparing *Faust I* for publication, Goethe concentrated on the Helena episode of Part II. For he was not only reluctant to split up his work and bring out one part without the other, but particularly averse to publishing what he had come to consider the "barbarities" of Part I without balancing them immediately by a reflection of his own emergence to light and clarity. In this he did not succeed, and eventually consented to the publication of *Faust I* in 1808. It seems noteworthy, however, that Goethe published the Helena scenes when they had been given their final form,⁹ while, a little later, he stubbornly refused to bring out the final scene, though it was the subject of incessant inquiries.

⁸ To Hirt. For the date, cf. Pniower, No. 111.

⁹ He subtitled them *klassisch-romantische Phantasmagorie*, and commented in a letter to Iken (Sept. 23, 1827): "... the passionate discord between classicists and romanticists should finally be reconciled. That we should form and educate ourselves [*uns bilden*] is the most important demand; and our models would be indifferent, if we did not have to fear that we might malform ourselves [*verbilden*] by the use of false models. After all, a wider and purer vision is provided by Greek and Roman literature to which we owe the liberation from monkish barbarism [!] . . ."

He would not even divulge the conclusion to such a trusted and respected friend as Wilhelm von Humbolt.

The impossibility of equalling the beauty and power of *Faust I* was surely the main reason for the long delay of the sequel. Beyond that, however, Goethe evidently dreaded the conclusion; and when he finally completed it, he did not care to discuss or defend it. The Prologue in Heaven, which had provided a majestic opening for the drama, and the very addition Goethe needed before he could even think of publishing it, required a pendant. Without that, the work must forever remain a fragment. For a time, Goethe may have sought to evade this necessity by a *tour de force*:

"Mephistopheles may win his bet only half; and when half of his guilt remains with Faust, the right of pardon of the Old Man enters immediately, for the merriest conclusion of the whole."¹⁰

Yet no merriment could have balanced the Prologue or provided a fitting solution, and eventually Goethe composed what is now the last scene, emphasizing the desired symmetry by numerous parallels to the Prologue. And it is as if the completion of this epilogue had broken a spell, so rapidly did Goethe then succeed in writing the fourth act, while every one of the other acts had occupied him far longer.

Goethe's reluctance to complete *Faust*, and especially the last act, may be best understood in terms of two considerations which shall form the subject of the remainder of this paper: the idea of redemption by grace was basically at odds with Goethe's own faith, and he had come to see ever more clearly that the Faustian alternative of a radical repudiation of the present moment and a "bed of sloth" is essentially false.

To begin with the first point, Goethe felt that his constant activity entitled him to immortality:

"The conviction of our continuance arises for me from the concept of activity; for if I work indefatigably until my end, then nature is obligated to offer me another form of existence when the present one can no longer endure my spirit."

"I do not doubt our continuance, for nature cannot get on without entelechy; but we are not all equally immortal, and in order to manifest oneself as a great entelechy in the future, one must first be one."¹¹

Goethe's faith in immortality was further distinguished from traditional conceptions by his contempt for any speculations about the hereafter: "Such incomprehensible things are too distant to furnish a subject for daily reflection and thought-destroying speculation."¹² And in the same

¹⁰ Letter to K. E. Schubarth, Nov. 3, 1820.

¹¹ Eckermann, Feb. 4 and Sept. 1, 1829. Cf. May 2, 1824, and the strikingly similar letter to Zelter of Mar. 19, 1827.

¹² Eckermann, Feb. 25, 1824.

conversation with Eckermann, Goethe relates how he would dispose of troublesome interlocutors:

"I should like to stipulate that I should not encounter in the beyond any of those who had believed in it over here. Else my troubles would have only just begun. The pious ones would surround me and say: Were we not right? Did we not predict it? . . . The preoccupation with ideas of immortality is for the upper classes and especially for the womenfolks who have nothing to do. An able human being, however, who would amount to something over here, and hence must strive, fight, and work daily, leaves the future world to take care of itself and is active and useful in this one. Further, thoughts about immortality are for those who did not get the best of things over here . . . And I should wager: if the good Tiedge had a better lot, he would have better thoughts."

One recalls Faust's retort to Mephistopheles, in the pact scene:

"Of the beyond I have no thought;
 "When you reduce this world to naught,
 "The other one may have its turn.
 "Out of the present earth springs my delight,
 "And this sun sheds his rays upon my plight;
 "When I must leave behind this site,
 "What happens is of no concern.
 "I do not even wish to hear
 "Whether beyond they hate and love,
 "And whether in that other sphere
 "There be below and be above." (1660 ff.)

And toward the end, Faust repulses the spectre of Care:

"The earthly sphere is well known unto me,
 "But into the beyond we cannot see.
 "A fool, that squinting tries to pierce those shrouds,
 "And would invent his like above the clouds!
 "Let him survey this life, be resolute:
 "Unto the able this world is not mute.
 "He need not fly into eternity,
 "For he can seize what he can see.
 "Thus he may wander through his earthly day;
 "Heedless of spooks let him pursue his way,
 "In his progression joy and agony,
 "Dissatisfied at every moment, he!" (11441ff.)

Goethe felt an instinctive aversion to the otherworldliness and the preoccupation with death which were characteristic of many of the German romantics and which he considered morbid. It was of the very essence of his genius to experience here and now, during his earthly career, "how death is ever swallowed by life."¹³ This recurring death and rebirth was

¹³ Letter to Nees von Esenbeck, Sept. 27, 1826.

the heartbeat of his creative existence, and he celebrated it in one of his finest poems which ends:

"And until you have possessed
 "Dying and rebirth,
 "You are but a sullen guest
 "On the gloomy earth."¹⁴

This constantly renewed experience of the triumph of creative life inspired Goethe's faith in immortality:

"No lapse of time nor any force dissolves
 "A form once stamped, which through its life evolves."¹⁵

And in one of his very last poems, *Legacy*, he writes:

"No substance can to nothing fall.
 "The eternal moves on throughout all.
 "In present being find your pleasure!
 "This being is eternal: laws
 "Preserve fore'er the living treasure
 "From which the cosmos beauty draws."¹⁶

If this was Goethe's faith, how is it reflected in Faust's redemption? The poet himself called attention to two lines in the last scene as a clue: "Who ever exerts himself in constant striving, Him we can redeem."¹⁷ That was indeed Goethe's faith; but without further qualification the dictum does not adequately describe Goethe's own conduct. What he embodied was not the "unconditional striving" which is so characteristically Faustian, and another form of which Oscar Wilde presents in *The Picture of Dorian Grey*. We have already cited the explicit repudiation of such striving in the *Lehrjahre*, and the *Wanderjahre* were even subtitled *Die Entsagenden*. Nor could Faust have written *Faust*. Goethe's characteristic striving was not that of an undisciplined will, pushing on into infinity without hope of satisfaction, like the basic principle of Schopenhauer's metaphysics, or what Hegel condemned as the "Bad Infinite." Rather it was the relentless determination to educate and to give form to himself. Thus Goethe's passion for classical culture was not a romantic flight from the present, but the will to realize such culture here and now in his own person.

If the lines, "Who ever exerts himself in constant striving, Him we can redeem," require this qualification to characterize the poet's own striving and to do justice to his ethics, there is another sense in which they reflect Goethe's faith without any qualification whatever: having redeemed himself in his own eyes, he had faith that all of the cosmos — which he pictured as a universe of constantly striving monads — was also redeemed. In that sense, the first of the two lines is all-inclusive,

¹⁴ *Selige Sehnsucht*. (Line 2: "Dieses: Stirb und werde!")

¹⁵ *Urworte*. *Orphisch*.

¹⁶ *Vermächtnis*. Cf. Eckermann, Feb. 12, 1829.

¹⁷ Cf. Eckermann, June 6, 1831, and May 6, 1827, where Goethe insists, however — and the lesson should be noted — that this "is no idea which might be called the foundation of the whole and of every single scene."

and the whole quotation is an expression of world-embracing tolerance. Thus Nietzsche said of Goethe that he "created himself" as

"the man of tolerance, not from weakness but from strength, because he knows how to use to his advantage even that of which the average nature would perish . . . Such a spirit which has *become free* stands amid the universe with a joyous and trusting fatalism, having *faith* that only the particular is loathsome, and that in the whole all redeems and affirms itself; *he does not negate any more*. Such a faith, however, is the highest of all possible faiths."¹⁸

Against this background, one may appreciate Falk's report of a conversation in which Goethe said, after expressing his general dissatisfaction with the public:

"When, in the sequel of *Faust*, they should come to the place where even the Devil finds grace and mercy before God — that, I should think, they would not easily forgive me!"

Pniower, who cites this conversation (#973) and determines that it must have taken place between 1808 and 1816, comments in part:

"Goethe's utterance . . . represents either one of those mystifications which were not rare with him, and with which he would allow himself a joke, now to an individual, now to the whole public, or a passing mood which we cannot follow up."

Surely, it was a passing mood — but one springing from the very depths of Goethe's *Weltanschauung*, and a fair sample not only of that "divine spitefulness"¹⁹ without which [Nietzsche] cannot imagine perfection,²⁰ but also of Goethe's affirmation of all being, without reservation. Of course, he did not write a scene depicting Mephistopheles' redemption; but one need only survey the cosmic setting of the drama to see that such a conclusion was unnecessary and would have been inconsistent. For the Prologue (especially the Lord's last speech) and Mephistopheles' description of himself as "a part of that force which ever wants the evil and creates the good" (1336f.) show how Mephistopheles is, from the very beginning, redeemed in the total design of the cosmos.

Thus the clue to Faust's redemption should be sought in Goethe's cosmic faith and not in Faust's moral merits or demerits. Faust's salvation signifies neither Goethe's endorsement of his deeds nor, as has recently

¹⁸ *Götzen-Dämmerung*, Part IX, 49. The following, and final, sentence of this aphorism — "I have baptized it on the name of *Dionysus*" — is an important clue not only to Nietzsche's later conception of the Dionysian, and indeed to his whole philosophy, but also to Goethe's tremendous impact on him. Cf. my forthcoming book on Nietzsche and my article on "Goethe and the History of Ideas" in *Journal of the History of Ideas*, October 1949.

¹⁹ In the same conversation with Falk, Goethe said: "For thirty years almost they have plagued themselves with the broomsticks of the Blocksberg and the monkeys' conversation in the witch's kitchen . . . , and the interpreting and allegorizing of this dramatic humorous nonsense has never gone too well. Indeed, one should in one's youth indulge more often in such jokes . . ."

²⁰ *Ecce Homo*, Why I am so Clever, 4.

been suggested, Goethe's opinion that Faust has in the end reached the lowest point of his career — a view quite inconsistent with his words to Care and his last speech — and is hence in dire need of immediate supernatural intervention. Faust has not reached a nadir, but neither has he perfected himself. In the Prologue, the Lord said of Faust:

"Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
"So werd ich ihn bald in die Klarheit führen."²¹

And in his previously cited poem, *Abschied*, Goethe wrote:

"Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
"Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?"²²

We must conclude that Faust did not attain clarity in *this* life, as Goethe did. The Lord — on this note the drama closes — will fulfill his promise in heaven. Thus Gretchen is told in the last scene:

"Come raise yourself to higher spheres,
"When you he senses, he will follow." (12094 f.)

And the drama ends: "The eternally feminine draws us upward" — lines which were inspired, as is well known, by the poet's own earthly experience. The *Marienbader Elegie* comes to mind:

"We call it piety. — Such blissful height
"Is granted me when I am in her sight."

"No doubt! She steps into the heaven's portal
"And in her arms lifts me to life immortal."²³

What Goethe lets Faust find only in heaven, he himself had not only *sought* in *this* life, but he felt that he had found it: redemption.

* * * *

In Faust's last speech, we find the lines:

"Unto the moment I might say:
"Abide, you are so fair!
"The traces of my earthly days
"No aeons can impair."

To Goethe it had been given to say to the present moment: "Abide, you are so fair!" And Lynkeus' famous song in the last act seems to have no other function in that place than to remind us of this:

"In all things I see
"The eternally bright,
"And as they please me,
"In myself I delight."
"You blessed eyes,
"What you saw, whensoever,
"It be as it may,
"It was, oh, so fair." (11296 ff.)

²¹ "Though but confusedly he serves me now,

"I shall soon lead him into clarity." (308 f.)

²² Translated above (lines 5 f.). Lines 2 f. of this poem contain another allusion to the Prologue in Heaven (328 f.).

²³ The last line: "Zu ihren Armen hebt sie dich empor."

We have already cited Goethe's *Legacy* — "In present being find your pleasure" — and in the *Marienbader Elegie* he describes how his love instructed him in *this* life:

"It is as if she said: 'Hour after hour
 "Life is in friendliness to us committed,
 "What happened yesterday has fast turned sour,
 "To know tomorrow we are not permitted;
 "And if I ever feared the dusk of night,
 "The sun would sink and see yet my delight.
 "Thus do as I do: gay and sensibly
 "Face every moment. And do not delay.
 "Meet it at once with kindness and esprit,
 "And act, whether for love, whether for play;
 "But where you are be all, and childlike be,
 "Thus you are all, invincible and free.'" ²⁴

Faust, however, is "dissatisfied at every moment" (11452) and scorns the here and now until the end: "The accursed *here!*" (11233) Even in his last speech he appreciates the present moment only as a foretaste of things to come; and here Goethe's vision was inspired by the death of Moses. Fifty years before the poet completed *Faust*, he wrote the painter Friedrich Müller (June 21, 1781):

"In the Old Testament it is written that Moses died after the Lord had shown him the promised land, and was buried by the Lord in a hidden place. This is beautiful. When, however, especially as you have treated the subject, I behold the man who has only just before been shown the grace of the divine countenance . . . under the Devil's feet, then I am wroth with the angel who should have hurried there a few moments earlier . . . If one does want to treat this subject, it could not, I think, be done in any other way, but that the holy man, still full of the vision of the promised land, dies in delight, and angels are engaged in lifting him up in a glory . . . and Satan could, at the most, serve as a contrast in a corner in the foreground with his black shoulders, without laying hands on the anointed of the Lord . . ."

It seems entirely characteristic that Goethe's conception of the last three scenes of *Faust* should have been influenced so largely by his creative response to a Biblical narrative and a picture — in fact, more than by any abstract speculations.²⁵

Faust's wager with Mephistopheles had been based on the false assumption that one could not appreciate the present without becoming a Philistine. Goethe, however, found that "every moment is of infinite value, for it is the representative of a whole eternity," and exhorted us:

²⁴ The same message is the leitmotif of *Meister*, but in a limited space these verses may furnish a more adequate balance to *Faust* than such prosaic epigrams as: "The sensible man need only learn moderation, then he will also be happy." (*Wanderjahre*, Book 2. 4.)

²⁵ Cf. my previously cited article, "Goethe and the History of Ideas."

"ever hold fast to the present."²⁶ He had the faith, and demonstrated, that one can live in the present without betraying one's striving. Since Faust did not learn this lesson in this life, he cannot find fulfillment here and is in need of redemption and further instruction beyond; but in the four lines from his last speech which we have quoted, Goethe hints at another kind of redemption. Even as Tasso and Antonio could be redeemed if only nature would "form *one* man out of the two of them,"²⁷ Faust could find salvation by being reabsorbed into the poet's character. He would then transcend the false alternative of his repudiation of the present and the "bed of sloth"; he would be permitted to say to the moment, "Abide, you are so fair!" and to share Goethe's faith—for it was no mere confidence in fame, but a cosmic faith: "The traces of my earthly days no aeons can impair."

*"Zum Augenblicke dürft ich sagen
"Verweile doch, du bist so schön!
"Es kann die Spur von meinen Erdetagen
"Nicht in Äonen untergehn."*

²⁶ Eckermann, Nov. 3, 1823. Cf. Goethe's last letter to Zelter.

²⁷ *Tasso*, Act III, Scene 2.



A PSYCHOANALYTICAL INTERPRETATION OF A DREAM OF MARIANNE WILLEMER

GERARD M. MERTENS

University of North Dakota

Suleika:

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfang.

Also träumt ich. Morgenröte
Blitz' ins Auge durch den Baum.
Sag, Poete, sag, Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem:

Dies zu deuten, bin erbötig!
Hab ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karavanen
Bis ans Rote Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

The above cited stanzas were written on September 17, 1815 during the peak of Goethe's friendship with Marianne Willemer and have been, as we assume, stimulated by a real dream of Marianne. Goethe's poetic retelling and interpretation of the dream will always remain one of the most beautiful lines of the "West-östlicher Divan", and it is not the purpose of this short article to demonstrate again the perfection of each line, to give the reference for Goethe's interpretation, or to discuss possible "Lesarten". Whoever might be interested in these, will find the respective notes in any one of the many good editions of the "West-östlicher Divan".

However, there is one point which seems to be of a broader interest for the understanding of the whole relation between Goethe and Marianne, and that is the actual story, the dream itself. While Goethe's interpretation of the dream has to be considered as immaculate from the artistic point of view, the twentieth century brought us also the possibility of a psychological interpretation. Since Freud himself, who was always a great admirer of Goethe and who, influenced by Goethe's treatise "Die Natur", started to study medicine, explained in a much more daring way one of Goethe's childhood memories from "Dichtung und Wahrheit", the author will attempt to give a new interpretation of Marianne's dream with the help of psychoanalysis.

As is well known, Marianne was deeply in love with Goethe and one may assume that, if Goethe had not been married himself, she would have been willing to leave her husband in order to live with the Olympian. In her dream we now find the most overt confession of all her repressed wishes.

The river Euphrat as might be found in any commentary to the "Buch Suleika" is the riven Main transplanted into an Eastern setting. The ring is nothing but her wedding ring and her dream brought the fulfilment of her wish to lose the ring and not to be married to Willemer. The reader will readily contend, that this theory would appear to be contradictory to the following line: "Den ich jüngst von dir empfang", wherein "dir" is a clear reference to Goethe-Hatem. But it is this particular line which really completes the whole picture. For here we have nothing but the fulfilment of a second wish, namely to be married to Goethe. In reality Marianne of course never received any ring from Goethe, since such a gift would have been much too conspicuous. The fact that two seemingly different wishes should be fulfilled in a single dream is nothing extraordinary for the student of psychoanalysis.

On considering the whole situation and the facts which we know about the relation between the two it is difficult to disregard the complete agreement between life and dream. Though we know many details about the friendship of Goethe and Marianne, this dream, interpreted in accordance with psychoanalysis, is the most obvious manifestation of Marianne's actual innermost feelings.

Someone may object and state that the whole story was perhaps no real dream but was made up by Marianne. If that were so, it would only strengthen our argument and prove even more clearly that Marianne's love went far enough to cause her to wish not to be married to Willemer, but to Goethe.

One last remark in connection with a psychoanalytical discussion of this poem should still be made. As with many "Suleika" poems the authorship of the first stanzas is somewhat doubtful. That the final form, as we read it in the "Divan", was written by Goethe seems fairly well established, and proven for instance by a typical Goethean word like "Fingerab" but the question as to whether he formed his lines after an oral prosaic account or by transforming original poetic lines of Marianne is as yet unsolved. The above psychological interpretation favors definitely the assumption of an original poem by Marianne, since the strikingly clear overt manifestation of the subconscious of Marianne speaks against the possibility of a double work-over of the dream, by Marianne and by Goethe, before having been written down, while a simple correction of Marianne's style would exclude this second revision of Marianne's dream through the mental apparatus of Goethe.

ELEMENTARY GERMAN INSTRUCTION AT LOUISIANA STATE UNIVERSITY¹

ALFRED S. HAYES

Louisiana State University

The content of the first five to ten hours of language instruction in American colleges and universities may now be classified as follows: (1) traditional grammar-reading courses, in which the individual instructor may or may not make use of oral-aural methods and/or mechanical aids; (2) dual programs offering the student a choice of either traditional or conversational courses, with or without the use of mechanical aids as an adjunct to the latter; (3) courses using native informants as drillmasters, guided by linguistic scientists;² (4) courses using mechanical aids as a substitute for the informant, (a) guided by linguistic scientists or (b) taught by teachers with conventional backgrounds. All elementary language instruction at Louisiana State University falls into group 4b of this classification.

When the Department of Germanic and Slavic Languages began its present program in September 1946, at a time when such a venture could be considered a pioneering effort, the course plan and the materials which were to implement it were designed to satisfy certain self-imposed conditions, as well as conform to certain pedagogical hypotheses: (1) there could be no disturbance of the regular sequence of five weekly class hours; (2) laboratory hours would not be included in the official university class schedule; (3) an oral-aural method was considered to be the best approach to any of the possible language competences, but the feasibility of the transfer from elementary conversation to intermediate reading within ten hours of instruction was considered questionable; (4) if a compromise which would avoid this issue could be found, the effectiveness of general instruction would be raised immediately, the equipment needed for experimentation would be acquired, and a program leading to eventual revision of the initial plan in the light of experience could be begun almost at once.

The first condition presented no problem. The second was met by construing all laboratory work as minimum class preparation, and allowing the student to use the facilities of the laboratory at hours chosen by himself from a thirteen hour daily schedule. The compromise of (4) above was developed as follows: the basic text selected was Sharp and Stroth-

¹ See C. C. Harris, *The Use of Mechanical Aids in the Language Program of LSU, Hispania* 32, February, 1949, for a detailed account of the background of the entire program, particularly with reference to the teaching of Spanish. A number of the details treated by Mr. Harris are repeated here for the reader's convenience.

² See in particular Frederick B. Agard, *The Cornell Language Program, Hispania* 32, February, 1949.

mann, *German Reading Grammar*, Ginn and Co. 1942. The material of this text is completely subordinated to the objective indicated in its title, and has little in common with the well known topically arranged oral-aural texts which have since appeared, with two important exceptions: the use of inverted word order from the beginning, and the early introduction of modal auxiliaries. A workbook or manual was prepared by the present writer, which is called *Reading Through Speaking, An Oral Approach to the Reading of German*.³ A better title, first used, I believe, by Professor George Scherer, of the University of Colorado, would be *Reading German with Eye and Ear*.⁴ The material of this manual is based, lesson for lesson, on the Sharp and Strothmann grammar. Each lesson consists of two parts. Part I is in each case an "Everyday Situation". It was felt that conversational material should be included, even in a reading course, not only because the students like it, but because the obvious usefulness of such material gives validity to the oral-aural learning process and helps convince the student that he may profitably use the same technique in learning to read. Part II of each lesson is the heart of the material, and consists of what I call "Oral Reading Patterns".⁵ These patterns are whole sentences in meaningful context, designed for mimicry-memorization. Each lexical item and all points of grammar which appear in a given lesson of the Sharp and Strothmann text appear in the corresponding group of patterns. The materials were designed to implement two full semesters of work. Recordings were prepared which reproduce the manual in its entirety. For the first twelve lessons, the English text and two spaced repetitions of the German were recorded; for the remaining eleven, no English appears on the records, and there is only one spaced repetition of the German. Most of the student's preparation for each of the five weekly class meetings consists of rote memorization, from the recordings, of the "Everyday Situation" and sections of the reading patterns. Class work consists of drill,⁶ analysis,⁷ and variation⁸ of the memorized patterns, and application of the memorized, drilled, analyzed and varied material to the extensive reading included in the corresponding lesson of the Sharp and Strothmann grammar. The essential point of compromise lies in the decision not to stress free conversation.

It is true that the many problems, mechanical, administrative, and pedagogical, involved in the implementation of a program such as this, have acted to delay thus far a concomitant program of experimentation

³ Unpublished.

⁴ *Modern Language Journal*, Vol. 32, March, 1948.

⁵ Although differently conceived and differently implemented, these patterns are much like those used by Rehder and Twaddell, *German Area Readings*, Henry Holt and Co., 1947.

⁶ Intended to fix points of grammar. This portion of class work is discussed in detail below.

⁷ Systematic treatment of grammar, usually on the basis of the textbook explanations.

⁸ The substitution of new vocabulary into familiar patterns.

on the scale originally planned,⁹ but certain organized pre-experiments¹⁰ were undertaken in 1948 with significant results,¹¹ and efforts in this direction will continue.

In any event, the use of this compromise plan during the first year of pioneer work by the department of Germanic and Slavic Languages, and its continuation after the establishment in 1947 of the larger laboratory now shared by both German and Romance Languages, demonstrated fairly clearly its advantages. It raises the level of pronunciation, intonation, and general language awareness to a marked degree, and just about solves the problem of vocabulary learning,¹² while maintaining a normal level of reading proficiency, measured by performance on the Cooperative Test Service Advanced Form Q, after ten hours of instruction.

If these observations are correct, then the program is already worth the investment in money and effort. If, however, there were no flaws, either in the conception of the plan or its execution, one should expect an *increase* in reading proficiency. It is therefore in order to point out the weaknesses of the system as observed thus far, and to describe the contemplated remedies, which should have some validity for any program based on the mim-mem principle.

Implicit in the conception of the original compromise was the belief that training in aural comprehension, which seems to play a significant role in a native speaker's reaction to a printed page of his language,¹³

⁹ The success of the entire program has been due in large part to the patient efforts of Mr. C. C. Harris, former director of the laboratory, and his successor, Mr. A. Bruce Gaarder, as well as to the complete cooperation of the university administration.

¹⁰ This term is used to describe single section deviations from the instructional norm, in which new ideas are tried out, without the extensive preparations necessary to insure the statistical validity of the results.

¹¹ For example, an effort was made during 1948-49 to determine the value of delaying the introduction of the written language. The experiments of Pierre Delattre (*French Review*, Vol. 20, No. 4, February, 1947) were repeated for German. Materials similar to Delattre's echelons were written and recorded, and the class conducted on the basis of these and supplementary recordings, without text, for twelve weeks. After introduction of the written language, the group proceeded with Rehder and Twaddell, *German Area Readings*, without special difficulty, and with a noticeable drop in the usual number of English spelling pronunciations. Those who doubt the ability of average students to acquire aural learning habits if they are kept at it, may be interested in the consensus of opinion expressed by this group, when, after the written form of aurally familiar material had been studied about two weeks, they were confronted by unfamiliar written material, which was, by exception, to be the basis of the next assignment: "How do you expect us to learn anything, when we haven't heard it yet?"

¹² No apology is needed for the obviously subjective nature of this statement. No special claims are made for the validity of our testing procedures. It is well known that the cooperative development of adequate testing procedures by colleges and universities conducting programs such as this represents a need which must be satisfied before any demonstration of progress can be convincing. See Harold B. Dunkel, *Second Language Learning*, Ginn & Co., 1948, for a discussion of the difficult problems involved. One of the devices we have used to test oral competence (in this case, as evidenced in the reading aloud of written material, rather than in free conversation) has been a periodic check of individual wire recordings for a count of errors which would do such violence to the phonemic system of the language that a native speaker would fail to understand.

should be included, and that mimicry-memorization, plus drill, analysis, and variation, would provide this training automatically. This is not so. Additional recordings of two types have therefore been prepared and used successfully: (a) short passages of an anecdotal character without repetition spaces, using only familiar vocabulary and constructions, and followed by spaced questions, to be answered in German by the student; (b) complete dialogs, followed by a fill-in version, in which the record takes one role and the student the other. None of this material is available to the student in written form.

Another assumption of the original plan was that mimicry-memorization, followed by drill, analysis, and variation, would somehow provide the student with the key to successful grammatical analogy,¹⁴ on which any of the various possible competences must eventually depend. The gifts of the average student in this regard apparently cannot be underestimated, nor the importance of the problem overstressed. The weakness of the system seems to lie in the nature and extent of the drills used to fix a point of grammar, without which any analysis is futile. The situation was in this case further complicated by the fact that the original mimem patterns became too long and difficult too soon, causing various learning plateaus which inevitably led to a certain sense of frustration on the part of both student and teacher.

It has, of course, been obvious from the outset that a major change in the burden of the student's preparation would have to be matched by correspondingly thorough-going changes in classroom techniques. But it is quite possible that the importance of such changes has been underestimated. There is a natural tendency to correct manifest deficiencies by procedures which are valid in an entirely different system; unless we examine these procedures carefully in the light of the present method, the steps we take are likely to be inconsistent and contradictory, and lead only to uncertainty and confusion.

It has been said that the main weakness of the method under consideration seems to lie in the nature and extent of the drills, which are, of course, based entirely on the memorized pattern or patterns. A suggested approach to the problem is this: the development of a teacher's workbook, to be called, perhaps, a "Compendium of Cumulative Drills I Could Not Produce when I Needed Them in Class". This is not meant as a reflection on any teacher. The sheer physical strain of this type of in-

¹³ Although the precise nature of the reading process is not exactly understood, psychologists are in fairly general agreement that a certain amount of subvocalization takes place. If this be true, then it may be said that a literate native speaker responds aurally as well as visually to a written symbol. Understanding of what he reads is predicated on the fact that he can speak the language, and has heard the noises symbolized by the written word innumerable times.

¹⁴ By grammatical analogy is meant not only the active control of the basic *sagen : ich sage - bleiben : ich bleibe* but the enormously difficult process by which the student, while listening or reading, is supposed to allocate the various parts in the continuum of a complex sentence to the proper stratum of his experience.

struction is great enough to preclude a degree of individual class preparation sufficient to cope economically with the difficulties of training students to make successful grammatical analogies. A workbook of the type suggested would enable the teacher to bring the student's entire previous experience to bear on the new point, and as often as necessary. An example or two will illustrate. The student has learned via mim-mem: "Heute abend gehe ich nicht." What is desired is the eventual automatic substitution in similar environment of the correct first person singular form of any verb; the analogy should be made so strong that the student will eventually make the false analogy "könne ich," with which we can surely cope when it occurs. This can be done, of course, by naming an infinitive and calling for substitution in the memorized pattern, but it can be done economically only if all the verbs the student has ever heard of are immediately available to the teacher. In this case, there would be a list of these verbs in the teacher's workbook, at precisely the proper place. Another example: let us assume that the student, controlling via mim-mem "Wann fährt der Zug nach Hamburg ab?", as well as "Ich weiß nicht", stares blankly when he hears or sees "Ich weiß nicht, wann der Zug nach Hamburg abfährt". This situation, if we are not on our guard, can be a methodological trap of the most innocently sinister kind. And as we hear the familiar rhapsodies on the theme of "main clause", "dependent clause", "verb position", "separable prefixes", (there are inseparable ones, too) pouring from our own lips with an enthusiasm born of desperation, we can be sure that we have thoroughly digested the proffered bait. Even if we are fully aware of the problem, even if we are convinced that drill should not involve such grammatical explanations, that the drill itself, if we will, should be the explanation, we are frequently driven to such methodologically contradictory expedients by our own failure to produce a drill with sufficient cumulative force to make the point. What is needed is a page in the teacher's workbook, perhaps something like this:¹⁵

| | |
|--|-----------------|
| Wo ist der Bahnhof? | R ¹⁶ |
| Können Sie mir sagen, wo der Bahnhof ist? | R |
| Ich weiß nicht, wo der Bahnhof ist. | R |
| Wo ist die Post? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S ¹⁷ |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Wo ist hier ein Hotel? | R |
| Können Sie mir sagen, wo hier ein Hotel ist? | R |
| Ich weiß nicht, wo hier ein Hotel ist. | R |

¹⁵ These drills are based on a hypothetical situation, which might develop on page 24, line 31, of Rehder and Twaddell, *German*, Henry Holt & Co., 1947. Of the commercially available texts based on the mim-mem principle, this is undoubtedly the best.

¹⁶ Students repeat in chorus.

¹⁷ Students supply in chorus.

| | |
|--|---|
| Wo ist hier ein Restaurant? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, | S |
| Bahnhof, Post, Hotel, Restaurant, Toilette, Waschraum, Telephon | |
| Wieviel kostet ein Glas Bier? | R |
| Können Sie mir sagen, wieviel ein Glas Bier kostet? | R |
| Ich weiß nicht, wieviel ein Glas Bier kostet. | R |
| Wieviel kostet eine Schachtel Zigaretten? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Brot, Gemüse, Glas Milch, Tasse Kaffee | |
| Wie kommt man zum Hotel? | R |
| Können Sie mir sagen, wie man zum Hotel kommt? | R |
| Ich weiß nicht, wie man zum Hotel kommt. | R |
| Wie kommt man hier zum Bahnhof? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| zum Restaurant, Rathaus, Waschraum, Telephon, zur Post, Toilette | |
| Wie sagt man das? | R |
| Können Sie mir sagen, wie man das sagt? | R |
| Ich weiß nicht, wie man das sagt. | R |
| Wie sagt man "city hall"? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| restaurant, washroom, telephone, postoffice | |
| Wie sagt man das auf deutsch? | R |
| Können Sie mir sagen, wie man das auf deutsch sagt? | R |
| Ich weiß nicht, wie man das auf deutsch sagt. | R |
| Wie sagt man "postoffice" auf deutsch? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| city hall, restaurant, washroom, telephone | |
| Um wieviel Uhr essen Sie zu Abend? | R |
| Können Sie mir sagen, um wieviel Uhr Sie zu Abend essen? | R |
| Ich weiß nicht, um wieviel Uhr Sie zu Abend essen. | R |
| Um wieviel Uhr essen Sie zu Mittag? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Wann essen Sie zu Abend (Mittag)? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Um wieviel Uhr fängt das Kino an? | R |
| Können Sie mir sagen, um wieviel Uhr das Kino anfängt? | R |
| Ich weiß nicht, um wieviel Uhr das Kino anfängt. | R |

| | |
|--|---|
| Um wieviel Uhr fängt das Theater an? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Wann fängt das Kino an? | R |
| Können Sie mir sagen, wann das Kino anfängt? | R |
| Ich weiß nicht, wann das Kino anfängt. | R |
| Wann fängt das Theater an? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Um wieviel Uhr kommt der Zug aus Hamburg an? | R |
| Können Sie mir sagen, um wieviel Uhr der Zug aus Hamburg ankommt? | R |
| Ich weiß nicht, um wieviel Uhr der Zug aus Hamburg ankommt. | R |
| Um wieviel Uhr kommt der Zug aus Bremen an? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Wann kommt der Zug aus Hamburg an? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Um wieviel Uhr fährt der Zug ab? | R |
| Können Sie mir sagen, um wieviel Uhr der Zug abfährt? | R |
| Ich weiß nicht, um wieviel Uhr der Zug abfährt. | R |
| Um wieviel Uhr fährt der Zug nach Hamburg ab? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |
| Wann fährt der Zug nach Hamburg ab? | R |
| Können Sie mir sagen, . . . | S |
| Ich weiß nicht, . . . | S |

Bremen, Berlin, München, New York, Chicago

Similar drills could appear at intervals in the proposed manual, with such expansion as the increasing vocabulary permits. There is, of course, nothing new about the drills themselves. What is stressed here is the ready availability of sufficient drill material designed both to fix a given point and to contribute to the progressive development of the student's powers of analogy. The whole drill sketched above takes scarcely five minutes to run through, yet it would be sheer inspiration if the proper cumulative effect could be achieved at all on the spur of the moment in class. If this whole line of reasoning is carried to its logical conclusion, the implications for textbook writing are obvious.

It is quite true that teachers with ample time for extensive class preparation have been using such devices ever since the passing of "grammatica gratia grammaticae"; they increase the effectiveness of any method. But when mimicry-memorization is adopted as a basic principle, they become essential; without them, it is doubtful if maximum effectiveness can be realized.

Still another point of classroom procedure might be considered here. The teacher will wish to check the efficiency of the student's mimicry-memorization, before proceeding to drill. This cannot be done in writing, since writing involves a response entirely different from the one we are seeking to fix. With present facilities it can only be done by giving the English translation, and asking individual students for the corresponding German. This, too, is faulty, since it drags in English in a manner calculated to produce translation-type responses. The as yet scarcely tapped field of visual aids might well be called to the rescue here; possibly each mim-mem pattern could eventually be suggested by a rough crayon sketch on a suitable card. The difficulties of preparing such materials are certainly tremendous, but the probable profit in efficiency, economy, and consistency equally so.

Although the German program at LSU has not stressed oral fluency, those interested in developing this competence as a prime objective might well investigate the possibilities of what may be called the paragraph-answer technique.¹⁸ This device drills a stage preceding free conversation. In reply to a single question, the student is expected to exhaust his vocabulary, a not inconceivable goal, especially in the early stages of learning. In addition to the usual mim-mem patterns, he must be supplied with the familiar connectives of informal speech, such as "nun", "na ja", "doch", "ach so", "ich glaube", etc. The type of answer expected must be copiously illustrated, preferably by means of recorded samples; at a later stage it could well be illustrated in writing. Such a paragraph-answer, based again on Rehder and Twaddell, *German*, Section I, might go as follows:

Q: Können Sie mir sagen, wo hier ein Hotel ist?

A: Verzeihung, Herr Schulze, ich kann Sie nicht verstehen. Doch, doch, jetzt verstehe ich; Sie möchten wissen, wo hier ein Hotel ist. Wie können Sie so etwas fragen? Ich glaube, das weiß jedermann. Aber ich kann Ihnen sagen, wo hier ein Hotel ist. Gehen Sie gerade aus, dann gleich rechts. Das ist die Post, nicht das Hotel. Gehen Sie aber links um die Ecke. Dort sehen Sie ein Restaurant, wo man gut essen kann. Ich glaube, es ist schon Zeit zu essen, und ich möchte auch etwas zu trinken. Haben Sie Zeit, mit mir ein Glas Bier zu trinken? Nein? Es kostet nicht viel. Ach so, das Hotel. Sie möchten wissen, wie Sie zum Hotel kommen. Das kann ich verstehen. Haben Sie eine Zigarette? Ich möchte gern eine Zigarette haben. Danke schön, ich habe schon Feuer. Also auf Wiedersehen, Herr Schulze. Das Hotel ist gleich dadrüben.

In classes using this device, a single question can be asked, students answering at length until interrupted by the teacher, at which point another

¹⁸ Developed for Romance Languages by Mr. A. Bruce Gaarder, director of the LSU Language Laboratory. He would be glad to supply details.

student continues, until the possibilities are exhausted, and a new question asked. The possibilities are usually infinite, since stalling, or telling what is not known, is just as good training as any, provided it is done at adequate length.

The eventual changes in the LSU German program, contemplated in the light of the above observations, may be summarized as follows: (1) Delay of the introduction of the written word for a period to be determined by further experimentation, probably four weeks; (2) revision and simplification of the mimicry-memorization materials; (3) the cooperative development by the staff of a teacher's workbook, designed to promote maximum efficiency in the development of the student's powers of analogy; (4) the continued expansion of recorded materials designed to teach aural comprehension.

The following technical description of the administration and equipment of the laboratory may be of interest.

Administration

The laboratory is in charge of a part time-director, who is a member of the instructional staff, and who is responsible to the heads of the language departments. All recording and repair, as well as monitoring and clerical work, is done by student assistants. Within its thirteen hour daily schedule, the laboratory can provide 1500 students with one hour's daily practice. Students are not assigned specific laboratory hours. They attend at their own convenience, and average three to four hours per week, for which no course credit is given. Various systems of attendance supervision have been tried and found wanting. The system used during the second semester of 1948-49 worked very well in the Department of Germanic and Slavic Languages. The standard of achievement is set by the individual instructor, who grades not only total performance, but the separate oral-aural skills as well. It is up to the student to meet these standards, so attendance is usually mandatory, although no specific number of laboratory hours is required. Spot checks are made on a "students-per-course-per-hour-per-teacher" basis, just for the record.

Equipment

The laboratory contains a variety of equipment, which performs three functions: (1) basic mim-mem practice, (2) clinical aid, (3) recording, experimentation, and testing.

(1) Basic mim-mem practice: There are 126 "positions" or cubicles, each equipped with record-player amplifier unit,¹⁹ microphone,²⁰ headphones,²¹ and the necessary records. The student listens to the record through the headphones. In the spaces provided on the record, the student repeats

¹⁹ Designed by us, and built to our specifications by Allied Radio Corp., 833 West Jackson Blvd., Chicago 7, Illinois, at cost of \$78.80 each. After much experimentation we find the Astatic QT₃M cartridge, with replaceable type Q needle, best.

²⁰ Astatic DN-HZ, costing \$11.95 in quantity orders, available from any radio and sound equipment supply house.

²¹ Trimm Dependable, costing about \$2.50 each, and similarly available.

into the microphone in imitation of the speaker. The microphone carries his voice through the amplifier to the headphones, and by adjusting the volume he can create the impression that his own voice is coming off the record also. The main purpose of the microphone, however, is to allow the student to hear his own voice, telephone fashion, as he speaks, thus permitting him to speak in a tone low enough to avoid disturbing others. It does not record the student's voice.²² Each machine is used by a single student as long as he wishes. He works without supervision, and may repeat passages on the record as often as necessary.

(2) Clinical aid: Clinical aid is furnished at all levels by the use of Webster Model 80 wire recorders,²³ which provide instantaneous playback or erasure of up to one hour's material. Such aid is provided by the instructor as he sees fit.

(3) Recording, experimentation, and testing: All staff members may prepare supplementary materials or tests, or experiment with new materials. For these purposes the following equipment, housed in three soundproof recording booths, and operated by trained student assistants, is used: A Fairchild 539-G1 "Portable" recorder, permanently installed; a Fairchild 621-A2 preamplifier, plus 620-A power amplifier; a Fairchild 542 pickup, plus D542-B1 equalizer;²⁴ a Rek-o-kut 2G transcription turntable;²⁵ a Shure 556 Super-Cardioid broadcast dynamic microphone. A Bell "High School Amplifier" is occasionally used for group testing.²⁶ Master records are made on Audition or Playback grades of Soundcraft discs, and as many copies are "dubbed" from the master as necessary.

The total cost of the laboratory, including installation of all equipment and modification of the laboratory room, formerly a large lecture hall, was around \$30,000. Its annual operating budget is less than the average salary of an associate professor.

²² We have thus far operated on the principle that the student, not being a phonetician, is not in a position to profit from unsupervised listening to his own mistakes, i. e. that he is by definition a poor informant. There is no doubt that student recordings have entertainment value, not to be underestimated in maintaining proper motivation. They also have value in periodic checking of progress, as previously mentioned. But further experimentation is in order, if the exact place of student recordings is to be determined. Allied Radio can supply a modification of our basic record-player amplifier unit, with a built-in wire recording head, which permits the simultaneous recording on wire of the voice of the speaker on the record, and the student's imitation thereof, which may then be played back for comparison.

²³ Cost approximately \$150 each, available from the Webster-Chicago Co., Chicago 39, Illinois, or from any supply house.

²⁴ Information may be secured from the Fairchild Camera and Instrument Corp., 80-06 Van Wyck Blvd., Jamaica 1, New York.

²⁵ The Rek-o-kut Company, 146 Grand Street, New York 13, N. Y.

²⁶ Shure and Bell products are available from any supply house.

BOOK REVIEWS

Karl Lachmann als Germanist,

H. Sparnaay. A. Franke Verlag, Bern, 1948.

It is nearly one hundred years since Martin Hertz, with considerable haste, wrote his excellent Lachmann biography. Since then a large amount of Lachmann's correspondence — his letters to Haupt, to the Grimm brothers and to Benecke, to mention only the most important — has been published. A further source of information about Lachmann has gradually accumulated in the writings of the many scholars who have followed him, and of course Lachmann's own works contain a great mass of materials for the study of his development. Hertz's biography, for all its wealth and balance of material, was not and could not be a scholarly study; it was intended as a memorial to Lachmann and was begun and finished in the same year as Lachmann's death. In Sparnaay's words (p. 3), „Das Buch von Martin Hertz ist uns eher Quelle als Untersuchung." Hertz, although personally acquainted with Lachmann, was a classical scholar, and could not do justice to Lachmann the Germanist on the scale we expect of a scholarly biography. It is, indeed, extremely likely that only one comprehensive scholarly biography of Lachmann could ever have been written: by Moriz Haupt. Haupt, who was Lachmann's intimate friend, disciple, and confidant, was like his master equally at home in the two fields of classical and Germanic philology. Unfortunately, we know very little of Haupt's exchanges of thought with Lachmann. Haupt was reserved almost to the point of secretiveness about himself and his friends, and even his letters to Lachmann have never come to light. If Lachmann ever revealed to anyone the details of his *Liedertheorie* and the mysterious *Heptaden* that seem to haunt and govern it, it was to Haupt. Since Haupt's knowledge of Lachmann's life and work is lost to us, we shall have to be content with smaller studies by specialists.

Sparnaay's book is a fine beginning in this direction. A Germanist, he limits himself entirely to his own field, and thus balances the Hertz study. He has missed but little of importance, although

he wrote most of the book during the last winter of the war, when library facilities were almost nonexistent, and had to work in many of his references later. In the chapter "Einleitung" the biographical data about Lachmann are briefly reviewed — sometimes too briefly, as on p. 24, where Lachmann's *Wanderjahr* in 1824 is disposed of in a little over eight lines, travel which is recorded in great detail in the Grimm-Lachmann correspondence, including a staggering list of manuscript copies that Lachmann made of Middle High German and Old High German texts encountered on the trip. The chapter "Vorbereitung" is largely concerned with the most difficult and most interesting period in the history of Middle High German studies. During this time Lachmann, the Grimm brothers, and Benecke extracted with infinite pains the basis of Middle High German phonology, morphology, and syntax, working from manuscripts and poor printed editions. As well as in his correspondence, Lachmann gives evidence of his new discoveries in his reviews of Middle High German editions by Benecke, von der Hagen and Mone, and we see him as strict and exacting with others as he was with himself (an interesting exception is his treatment of his old teacher Benecke, which, in contrast to his merciless criticism of Mone, was a model of diplomatic kindness, though none the less forceful). Another rich source of information about Lachmann's development during these years is found by Sparnaay in the introduction and glossary of the *Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts* (1820). In this period too comes Lachmann's intensive study of Middle High German rhymes. Sparnaay quotes from the 1843 (2nd) edition of *Iwein*, where Lachmann wrote (p. 360): "Im Februar 1818 begann ich ein umfassendes Reimwörterbuch über den größten Teil der erhaltenen erzählenden Gedichte und Lieder anzulegen, wodurch ich das Regelrechte in den Wortformen und ihrer Quantität, nebst dem Eigentümlichen vieler einzelnen Mundarten und Dichter genau kennen lernte." However, Lachmann's rhyme studies may be dated considerably earlier on the strength of

note 4 (p. 90) to the monograph *Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth*, which appeared in 1816. This note shows Lachmann had discovered the value of rhymes as criteria of dialect, prosody and manuscript quality and had already applied these observations to the *Nibelungenlied* if to nothing else. It is to be regretted that Lachmann's Old High German studies, which received a great deal of attention during the Königsberg years of preparation, get so little attention from Sparnaa. Their importance for the discovery of the principles of Middle High German metrics and grammar can hardly be over-estimated. Further, Lachmann's encouragement and help played a not inconsiderable role in Graff's work on his *Althochdeutscher Sprachschatz*.

Sparnaay's chapter on Lachmann's *Nibelungen* studies, after a survey of pre-Lachmann scholarship, gives an excellent history and digest of the development of the *Liedertheorie*. On pp. 62, 71, and 72 Lachmann's criteria of genuine-false for the *Nibelungenlied* are given, which will be very welcome to the beginner in text criticism. No new solution for the mysterious *Heptaden* is given. Sparnaa is content to give the familiar explanation that they reflect the pagination of the *Urgestalt*, and expresses his difficulty in understanding how a manuscript could have twenty-eight lines on every page and how each single *Lied* was made up of multiples of twenty-eight. There is certainly no lack of evidence that there is great regularity in the number of lines per page in mediaeval manuscripts, and Lachmann himself in his Lucretius edition had been able to establish the existence of a lost early manuscript whose missing leaves are responsible for the gaps in the poem. However, Lachmann was articulate enough about this discovery in the case of Lucretius, and we have no reason to believe that he would be mysterious about the same phenomenon if, in his estimation, it affected the *Nibelungenlied*. Lachmann, who all his life was honest to the point of obsession, could not have played a numbers game with the text; that is generally agreed now that the storm has passed. What then could be the solution? We cannot blame Sparnaa if he has no answer; the problem has baffled the experts for more than a century, and students of the *Nibelungenlied* nowadays prefer to ignore it.

The editions of Bartsch, Lachmann and Zarncke will hardly be superseded until the ghost of the *Heptaden* is laid or unmasked.

The chapter on *Iwein* and *Gregorius* (pp. 79-94) gives a concise history of these works up to the time when Lachmann edited them, and a selection of Lachmann's notes to his editions. It would have been more interesting if Sparnaa had related something of the circumstances under which Lachmann came to be interested in editing *Iwein* and how he persuaded Benecke to turn over to him the work of the *recensio*, and how Lachmann finished his part of the work in three months. Further, it should have been mentioned that Lachmann's main sources for the text were copies made by Benecke, and that Benecke's errors went unnoticed until Emil Henrici discovered them (*ZfdA* 28, 250 ff.). That Lachmann corrected some of Benecke's errors by conjecture is also worth noting again. Sparnaa fails to mention Ferdinand Glöckle's copy of the Vatican manuscript as one of Lachmann's sources for the edition of *Gregorius*. Lachmann had planned to edit the poem as early as 1825. On September 9 and again on October 11 of that year he asked Jacob Grimm to borrow Glöckle's copy from Görres and send it to him. Grimm's letter to Görres dated September 14 carried out the request. Thus when Greith's "schändlicher Gregor" appeared, Lachmann was greatly angered as he always was by poor scholarship, and especially when it interfered with his plans (cf. the note added at the end of some of the copies of his *Ulrich von Lichtenstein*), and he immediately set about to edit the poem properly. The lack of the usual apparatus and notes is explained by the haste with which the edition was prepared; the lack of an introduction was due to the fact that Lachmann did not want to offend Lassberg, who had encouraged Greith, for he did not trust himself to write kindly of Greith's work (letter to Wackernagel, April 1, 1838).

In his discussion of the edition of *Ulrich von Lichtenstein* Sparnaa errs in saying "Die Arbeit machte ihm [Lachmann] und Wackernagel, der ihn unterstützte, wenig Mühe." (p. 124) Wackernagel's "Unterstützung" consisted only in making a transcript of Schottky's copy of the Vienna *Frauenbuch*, which was in the possession of von der Hagen — with-

out von der Hagen's knowledge. For the *Frauendienst* (Munich manuscript) Lachmann used two copies, both made by Emil Braun and collated with Docen's copy.

Sparnaay's book is an excellent introduction to Lachmann the Germanist, and it is encouraging to learn that Albert Leitzmann, for many years alone in the advancement of our knowledge of the history of Germanistics, has at last found an able ally. Germanic philology and Middle High German philology in particular has been developed and refined to such a degree that only a few achieve the very necessary historical orientation when it is most needed — at the beginning of advanced study. For almost eighty years the only comprehensive accounts of the development of Middle High German studies have been von Raumer's *Geschichte der germanischen Philologie* and Scherer's *Jacob Grimm*, both of which badly need revision and expansion in the light of the great amount of Germanists' correspondence which has been published in recent years. Let us hope that this biography will be a forerunner of a series of Germanistic biographies. The printing and paper are excellent, typographical errors few: of the five noted only one (p. 92 1.3 *Versemmeier* instead of *Veesemeyer*) is likely to cause trouble.

—Frederick R. Whitesell

University of Wisconsin.

Goethe. Un homme face a la vie.

Albert Fuchs. Aubier, Paris 1946.

Der bedeutende Straßburger Gelehrte gibt hier den ersten Band des seit Bodes Versuch umfangreichsten Goetheschen Lebens. Straßburg hat den Germanisten durch das Werk des verewigten M. E. Tonnelat eine neue und tiefdringende, dem Ästhetischen mehr als dem Sagen-geschichtlichen verbündete Nibelungenforschung geschenkt; hier bringt es uns eine reiche und wie ich glaube auf Jahrzehnte unübertreffbare Analyse des jungen Goethe. Dies Buch erschien vor Fairleys Goethestudie, hat aber im wesentlichen durch natürlichen Forscher-takt und literarischen Instinkt auf gleiche Weise zwischen Leben und Werk die fruchtbare methodische Spannung erfaßt, die sich hier freilich nicht dialektisch entfaltet, sondern eher zu einem aus tausend Impressionen gerundeten Vollbild entwickelt. Alles ist wohl verbun-

den oder vielmehr aus einem deutlichen Goethebild hervorgekommen, sodaß auch die leichtflüssigen *alla prima* Stellen überzeugend und durch die Frische und improvisatorische Klarheit der Pinselführung lebensecht wirken.

Hat Fairley versucht, Goethe mit dem Maßstab der Normalentwicklung zu messen und ist es ihm dadurch geglückt, die Unbalanziertheit Goethes empfindbar zu machen, so lag es dem französischen Forscher nach der Tradition der französischen Kultur nahe, Goethes Psychologie durch die Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens und der allgemein menschlichen Denk- und Empfindungsweise zu bereichern. Er vermeidet die deutsche Tradition, Goethe entweder zu konstruieren — d. h. die Probleme zu übersehen, die der Biograph doch erkunden müßte, und etwa damit zufrieden zu sein, zu bezeugen, daß Herder Goethe so oder so angeregt habe, anstatt festzustellen, was Goethe trieb, sich „anregen“ oder gar „beeinflussen“ zu lassen — oder Goethe zu heroisieren und daher ins Übermenschliche umzustilisieren. Fuchs zeigt feinfühlig, daß auch Goethe ein junger Mann gewesen, der selbstverständlich die Probleme der Jugend hatte. Er weiß, worum es sich handelt und vermag eine kontinentale Jugend gut darzustellen, ohne daß wir jemals das unangenehme Gefühl hätten als wolle er „das Letzte“ sagen. Das Letzte ist so oft nur das Allgemeinste, das nicht gesagt zu werden braucht. Im Gegenteil, wir empfinden hier an der Einzeldarstellung, wie Goethe in einer nicht allzu unnatürlichen und vielen andern aus eigener Erfahrung durchaus wohlbekannten Weise seine Jugend aufzubauen trachtete. Um nur einen Punkt zu erwähnen: Es ist doch so offenkundig, daß Goethe zunächst als der „große Herr“, der für reich gehalten wird und der für reicher als er ist gehalten werden will, umhergeht und sich herablassend in Mädchen aus dem Kleinbürgerstand verliebt, dem er, der gar nicht Patrizier war, trotz seiner späteren Behauptung patrizischen Ursprungs, schließlich auch seine Frau entnimmt. Wie interessant, diese Beziehung zu Christiane schon bei Käthchen Schönkopf zu bemerken!

Die beneidenswerte Darstellungskunst des Verfassers zeigt sich auch darin, daß die Darstellung unabhängig von *Dichtung und Wahrheit* ein rundes Bild gibt; die methodischen und psychologischen Argumente, die man führen oder doch

einführen könnte, liegen *vor* der Komposition; hier wird nur berichtet; der Verfasser hat sich die Probleme aufgelöst und gibt nur den Beschluß, gestützt durch alle vorhandenen Tatsachen. Doch fällt auf, daß er den Quellenwert der Goetheschen Selbstdeutung in *Dichtung und Wahrheit* so hoch anschlägt, wo sie durch keine frühen Dokumente gestützt ist. In der Gretchengeschichte haben manche vermeint, novellistischen Einschub zu erkennen; dem widerspricht erstens der Bericht Bettinas, dann aber auch die ursprüngliche Konzeption der Vorarbeiten, die leider in der *W. A.* allüberall verstreut sind. In diesem Punkt hätte man gern mehr erfahren. Auch wenn etwa Goethe im ersten Entwurf der Straßburger Studentenzeit einen „Lüderlichen Tanzboden“ nennt, dann fragt man sich, wie die romantischen Töchter des französischen Tanzmeisters dieser ursprünglichen Bezeichnung genügt. Auch die Verknüpfung der Gretchenepisode mit dem „Ungeheuren“ der Annettegeschichte in Leipzig gibt zu denken.

Am erfreulichsten ist aber, daß diese Arbeit die alte Tradition der französischen Forschung bestätigt. Zur Zeit Goethes und Humboldts war Paris die Hauptstadt der gebildeten Welt; noch heute sind die aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Sammelwerke, Enzyklopädien, Biographien durch ihre Objektivität erfreulich und unentbehrlich. Damit verglichen waren die damaligen englischen Werke einseitig und insulär, die deutschen aber provinziell und kleinbürgerlich. Daß die umfangreichste Goethebiographie der Zeit nun ähnlich solidem Wissen und urbaner Bildung Frankreichs entspringt, wirkt fast wie ein Hoffnungszeichen, daß die Möglichkeiten einer westlichen Kultur noch nicht erschöpft sind.

Fuchs versucht nicht, zu zeigen, wie Goethe etwa Pindar mißverstand und nach der damals üblichen Art der Darstellung Heynes mißverstehen mußte, wie dies zu einem Hymnenstil führte, der auch aus persönlichen Quellen und Ausdrucksbedürfnissen vielfach gespeist wurde, wie aber zugleich eine handwerksmäßige Übung immer zugrundelag, so daß etwa das bekannte „Nebelkleid“ aus *Willkommen und Abschied* zweimal vorher gebraucht wurde, ehe es hier letztmalig und gültig verwandt wurde; aber er vermeidet ebenso die oft absurde Art Trevelyans, an der Hand eines Problemkreises den ganzen Goethe einer Epoche

besser verstehen zu wollen. So entgeht er den Unzuverlässigkeiten der vergleichenden Literaturgeschichten kann aber auch nicht subtile Analysen einzelner Gedichte geben. Doch war das nicht im Plan des Werkes und kann daher auch nicht darin gesucht werden. Das Bewußtsein von Goethes Künstlerschaft hat dennoch allen biographischen Aussagen zugrunde gelegen und macht deshalb dies Buch zur besonders glücklichen Ergänzung der Fairleyschen Arbeit, die ihrerseits auch wieder vor dem Erscheinen dieses Buches abgeschlossen war.

Professor Fuchs hat einen zweiten Teil (bis zum Tod Schillers) angekündigt; es wird interessant sein, zu beobachten, ob es gelingt, bei der bisherigen Methode konkreter Darstellung die reichliche Problematik vor allem der neunziger Jahre darzustellen und wie die inzwischen aufgeworfenen Probleme dort gelöst werden. Für den jungen Goethe ist der vorliegende Band die bisher beste Darstellung.

—Heinrich Meyer

Mühlenberg College.

Pestalozzi, Werk und Wollen,

Ernst Otto. Walter de Gruyter and Co., Berlin, 1948; pp. 314.

Das Werk könnte mit vollem Recht auch den Titel tragen: *Der unbekannte Pestalozzi*. Allerdings behandelt es auch den bekannten Pestalozzi, d. h. den Menschen der unendlichen Liebe und der hilfreichen Tat; den Politiker, der sein ganzes Leben einsetzt für Freiheit und Recht; den Gottsucher, dem es nicht um bloße Dogmen und äußerliches Kirchentum geht, sondern um innige Gläubigkeit und um christliches Wohltun für die armen Waisen und die unterdrückten Bauern. Hinreichend bekannt sind wohl auch seine pädagogischen Theorien, seine Gedanken über die Mutter als Erzieherin und Lehrerin des Kindes in der Wohnstube und seine Vorschläge für die Verbesserung der Schulen und des Unterrichts.

Unbekannt und neu ist aber, was Otto über Pestalozzi den Wahrheitssucher zu sagen weiß. Die Frage: Was ist Wahrheit? hat Pestalozzi von frühester Jugend bis ins hohe Alter beschäftigt. Wahrheitserkenntnis ist der Sinn der Schule. Das einzige und wahre Fundament des Unterrichts ist die zum Bewußtsein erhobene, klare Anschauung der sinnlichen Natur, wodurch allein vollendete Sachkenntnis ermöglicht wird. Daher ist

aller Unterricht Anschauungsunterricht. Die zweite Quelle der Wahrheit ist die Gesetzmäßigkeit unseres Geistes. Daher das ständige Hindrängen auf Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung.

Pestalozzi weiß aber auch, daß die Eindrücke der „gemeinen“ Anschauung, d. h. die empirischen Eindrücke, der Ordnung entbehren, also keine „wissenschaftlichen Ansichten“ sind; daher greift er auf das „Ursprüngliche“, auf das „innere Wesen“ der Dinge und des Menschen zurück. Der Unterricht hat also über den Wirrwarr der „wandelbaren“ Eindrücke unserer zufälligen Lage fortzuschreiten zu den „unwandelbaren“, „unveränderlichen“, „ewigen“ und „absoluten Elementen“ unserer Welt, die man, im realontologischen Sinne mit dem Fachausdruck *Kategorien* bezeichnet hat. Pestalozzi sucht also von Anfang an dieses *a priori* unseres Seins. Er nennt es bald „Anfangspunkt“ oder „erste Punkte“, bald „Begriff“, bald „Keime“ oder „Elemente“, bald „Grundlagen“ oder „Fundamente“, bald „ABC der Anschauung“ und der „Fertigkeiten“. Wenn man also in pädagogischen Werken in ganz äußerlicher Weise von Wort, Form und Zahl als den Grundgedanken der Methode gesprochen hat, so übersieht man folgendes: 1. Die allgemeinen Elemente Wort, Form und Zahl der Gegenstände werden allmählich vervollständigt durch die sittlich-religiösen Elemente der Liebe, des Vertrauens und des Glaubens, nachdem Pestalozzi vorübergehend die „allgemeinen Einlenkungsmittel“ (Gesang und Schönheitsgefühl) sowie die „Urbilder“ (das Quadrat und den menschlichen Körper) als Fundamente alles Seins betrachtet hatte. 2. Nur der Rückgang auf die unwandelbaren Anfangspunkte, d. h. auf die Kategorien ermöglicht wahre Bildung durch den Elementarunterricht, der das „Wesentliche“ der Erkenntnis einzuprägen hat. Denn Elementarunterricht bedeutet nichts anderes als Bildung durch Erkenntnis der „reinen“, „göttlichen“, allein „wahren“ Elemente (Kategorien) unseres Daseins, und zwar in einem lückenlosen Stufengang durch die vereinfachten Bildungsmittel („Urmittel“), die von der unwandelbaren Urform des Geistes „abstrahiert“ sind. So ergänzt die „nachhelfende“ Unterrichtskunst die schlichte Anschauung der Natur, die einmal die ganze Fülle der sinnlichen Eindrücke umfaßt, dann aber auch die kategorial-gesetzliche Ordnung des gesamten Universums. 3. Bildung ist Kraftbildung,

denn die kategorialen Fundamente oder Elemente, also auch Liebe, Vertrauen und Glaube sind Kräfte („Urkräfte“, „Grundkräfte“ oder „Urformen“) des Geistes. In diesem Sinne ist auch die Anschauung eine Kraft, die wie alle anderen „Keime“ und Instinkte des menschlichen Wesens geweckt und belebt werden muß. 4. Die „unveränderlichen“ und „notwendigen“, „konstitutiven“ und „absoluten“ Anfangspunkte alles Unterrichts, die von Gott in unsere Natur gelegt sind, liegen nicht nur im Wesen der menschlichen Natur, sondern entsprechen den Kräften (Gesetzen) der physischen Natur ganz allgemein. Auf Grund dieser Harmonie von außen und innen wird erst eine harmonische Bildung möglich, durch Anschauung der realen Natur bzw. durch die (kategorial) vereinfachten Bildungsmittel. 5. Der Sinn dieser naturgemäßen Bildung ist Ruhe und Einfalt, eine ausgeglichene Gemütsstimmung, Unschuld und Demut vor Gott, aber Rechtmäßigkeit und Würde in der menschlichen Gesellschaft.

Die wesentlichen philosophischen Ergebnisse des vorliegenden Werkes werden in einer Rückbesinnung zusammengefaßt. Der Arbeit ist ein ausführliches Sachverzeichnis beigegeben, das die Zusammenhänge leitender Ideen klar erkennen läßt, außerdem einige Proben von Pestalozzis Denkungsart und seines Stils nebst einer Interpretation. Ein geschichtlicher Überblick unterrichtet über die wichtigsten Daten aus Pestalozzis Leben und die Abfassung seiner Schriften.

—Emory E. Cochran

New York.

Gerhart Hauptmann Jahrbuch 1948.

Edited by Felix A. Voigt. Verlag Deutsche Volksbücherei. Goslar, 1948. 268 pp.

Since the *Gerhart Hauptmann Jahrbuch* was discontinued after the second volume in 1937, the revival of the yearbook under the competent editorship of Felix A. Voigt is a contribution which will be welcomed by all Hauptmann scholars. Unfortunately, this volume is again called *Band I* without the distinguishing designation *Neue Folge*; this duplication will, no doubt, cause some confusion in the future. To be sure, in its outward appearance and format, it is radically different from its forerunners.

Following the pattern set by the previous yearbooks, the present issue serves as a medium for making available a first publication from the Hauptmann

Archives. It also contains several essays by well-known Hauptmann critics, three reports of personal contacts with the poet, and an interesting bibliographical sketch. The reprinting of articles which are not generally available, is a welcome feature, though the inclusion of selections from the now accessible *Das gesammelte Werk* would not seem equally justified.

The first act of the fragment *Jubilate* is a hitherto unknown dramatic precipitate of the Anna Grundmann episode. The heroine here is named Eveline, and the poet represents himself in the figure of Gotthold Wurst, a student of medicine. In an accompanying article, Felix A. Voigt dates the fragment as of 1892 and also gives more detailed information than he had included earlier in his *Hauptmannstudien*, about other unpublished dramatic sketches dealing with the Lederosse experience. Biographical data are also contained in the essays *Lauchstedt 1912* by Fritz Brehmer, *Mit Gerhart Hauptmann in Dresden*, *Aus meinem Tagebuch von 1943* by Rolf Italiaander, an *Gesellige Stunden mit Gerhart Hauptmann* by Edmund Glaeser, the latter dealing with visits at the Wiesenstein between 1939 and 1944.

S. D. Stirk's article *Aus frühen "Webber"-Kritiken* is a fine compilation of data on the reception of this early drama. C. F. W. Behl presents a searching

analysis in *Die Metamorphosen des alten Wam*, and Gerhart Pohl in "*Die süße Frucht, die alle Schmerzen aufwiegt*" writes briefly on the women in Hauptmann's works. Poetic tributes, some reprinted, are by Hermann-Neiße, Eulenberg, and Koenigsgarten; reprinted essays by Voigt, Bab, and Reichart; *Miszellen* by Weigand and Stirk. Of singular value to the researcher of the later years is the bibliographical material presented by Wilhelm Studt. In a running description, he mentions the most important publications by and about the poet which have appeared on both sides of the Atlantic since the end of the war. One slight error stands in need of correction: The date of the first performance of *Agamemmons Tod* and *Elektra* is erroneously given as September 19, 1947, on p. 239, but correctly on p. 253 as September 10, 1947.

Some text illustrations and eight fine plates enhance the book. Especially interesting are the photographs of the Hannele statue by Thorak, and of the deathbed drawing by Rülke. Considering the tremendous difficulties that German publishers still face, the *Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch 1948* may be called an attractive little volume, and we hear with satisfaction that succeeding issues are in preparation.

—Siegfried H. Muller

Adelphi College.



TABLE OF CONTENTS

Volume XLI

November, 1949

Number 7

| | |
|---|-----|
| Urfaust oder Ururfaust / Werner Richter | 329 |
| Goethe und der Jenaer Atheismusstreit / R. O. Röseler | 351 |
| Goethe's Faith and Faust's Redemption / Walter A. Kaufmann | 365 |
| A Psychoanalytical Interpretation of a Dream of Marianne Willemer / Gerhard M. Mertens | 376 |
| Elementary German Instruction at Louisiana State University / Alfred S. Hayes | 378 |
| Book Reviews | 388 |

A New First-Year Reading Text

from the Norton German List

Altes deutsches Kulturgut

By R. O. Röseler and S. M. Riegel

The reader, written in very easy but idiomatic German using the vocabulary regarded as the minimum requirement for the first year college course in the "Minimum Standard German Vocabulary List", is intended to be used as supplementary reading material in the first semester of German or as a reader at the beginning of the second semester. The reading selections have been carefully chosen both for their intrinsic interest and for the way in which they reflect upon the character and customs of the German people, their likes and dislikes, and the intellectual and ethical forces that have motivated them throughout their history.

121 pages of text

50 pages of vocabulary

W. W. Norton & Co. - 101 Fifth Ave. - New York, N. Y.